



# Homosexualität in der Familie

Handbuch für familienbezogenes  
Fachpersonal

## Homosexualität in der Familie

Handbuch für familienbezogenes  
Fachpersonal

### Impressum

Herausgegeben vom Familien- und Sozialverein  
des Lesben- und Schwulenverbandes in Deutschland  
(LSVD) e.V.  
Postfach 103414  
50474 Köln

Redaktion: Ilka Borchardt, Heiko Reinhold

Lektorat: Juliane Steinbrecher, Köln

Layout und Satz: fsg3, München

Druck: DFS Druck Brecher GmbH, Köln

Stand: März 2014

ISBN 978-3-00-044573-6

[www.homosexualitaet-familien.de](http://www.homosexualitaet-familien.de)

Gefördert vom



# Inhalt

<b>Grußwort</b>			
Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend	06		
<b>1 Einleitung</b>			
<b>1.1 Projektarbeit als Impulsgeber für den gesellschaftlichen Wandel</b>			
Axel Hochrein, Bundesvorstand LSVD	08		
<b>1.2 Aufklären, Sensibilisieren, Vernetzen</b>			
Klaus Jetz, Geschäftsführer LSVD	10		
<b>1.3 Das Projekt „Homosexualität und Familien“</b>			
Ilka Borchardt & Heiko Reinhold	12		
1.3.1 Angebote	12		
1.3.2 Erfolge und Widerstände	14		
Projektteam und wissenschaftlicher Beirat	17		
<b>2 Wahrnehmungen, Erfahrungen, Soziale Arbeit</b>			
<b>2.1 Bilder in der Sozialen Arbeit zum Thema „Homosexualität und Familien“</b>			
Ilka Borchardt & Heiko Reinhold	20		
2.1.1 Familie ist Vater, Mutter und mindestens ein (leibliches) Kind	21		
2.1.2 Ein Kind braucht Mutter und Vater	22		
2.1.3 Homosexualität und Familie schließen sich aus	23		
2.1.4 Migrationsfamilien sind anders als Familien ohne Migrationshintergrund	24		
2.1.5 Bilder und ihre Effekte	24		
<b>2.2 Stereotype und Vorurteile</b>			
Jenny Roth & Melanie C. Steffens	25		
2.2.1 Aktivierung und Anwendung von Stereotypen und Vorurteilen	26		
2.2.2 Unterschiede zwischen Menschen in der Anwendung von Stereotypen und Vorurteilen	27		
2.2.3 Einflüsse der Situation auf die Anwendung von Stereotypen und Vorurteilen	27		
2.2.4 Reduzierung von Stereotypisierung und Vorurteilsanwendung	28		
2.2.5 Konsequenzen von Stereotypen und Vorurteilen für die betroffenen Personen	29		
2.2.6 Reaktionen von betroffenen Personen auf Stigmatisierung	29		
2.2.7 Stereotype und Vorurteile gegenüber Lesben und Schwulen	30		
<b>2.3 Auswirkungen von Stereotypen auf das Fachpersonal in der Sozialen Arbeit mit Familien</b>			
Heiko Reinhold	33		
<b>2.4 Auf dem Weg zur Regenbogenkompetenz</b>			
Ulrike Schmauch	37		
2.4.1 Einleitung: Fallbeispiel und Ausgangslage	37		
2.4.2 Situationen in der Praxis	39		
2.4.3 Zwei Handlungsebenen	41		
2.4.4 Schluss	45		
<b>2.5 Erfahrungen des Fachpersonals in der Sozialen Arbeit</b>			
Ilka Borchardt & Heiko Reinhold	46		
2.5.1 Perspektivwechsel	46		
2.5.2 Übersetzung	47		
2.5.3 Irritation als Chance (für Austausch)	48		
2.5.4 Fragen	50		
<b>2.6 „Homosexualität und Familien“ als Thema in familienbezogenen Einrichtungen</b>			
Ilka Borchardt & Heiko Reinhold	51		
2.6.1 Verstehen, Fachwissen sammeln	52		
2.6.2 Wissen umsetzen auf personeller Ebene	53		
2.6.3 Wissen umsetzen auf institutioneller Ebene	55		
<b>3 Der Umgang von Familienangehörigen mit einem Späten Coming-out in der Familie</b>			
Melanie C. Steffens & Janine Dieckmann	58		
<b>3.1 Stand der Forschung</b>			58
<b>3.2 Die vorliegende Studie</b>			63
<b>3.3 Die befragten heterosexuellen Partnerinnen und Partner</b>			65

<b>3.4 Die weiteren Befragten</b>	67	<b>6.1 Was kann das Fachpersonal tun?</b>	
<b>3.5 Vergleich der unterschiedlichen Perspektiven der Familienmitglieder</b>	68	6.1.1 Sich informieren, vernetzen und weiterbilden	117
<b>3.6 Schlussfolgerungen</b>	76	6.1.2 Klientinnen und Klienten gegenüber – Sensibilität zeigen	119
<b>4 Großeltern in Regenbogenfamilien</b> Ilka Borchart & Heiko Reinhold	77	6.1.3 Mit Kolleginnen und Kollegen im Team	121
<b>4.1 Eltern von Homosexuellen sein</b>	77	<b>6.2 Was braucht es in den Institutionen der Sozialen Arbeit?</b>	
<b>4.2 Großeltern werden und sein</b>	81	6.2.1 Räume schaffen, Räume öffnen – Zugang, Öffnung	122
<b>4.3 Der Weg zur Großelternschaft in Regenbogenfamilien</b>	85	6.2.2 Barrieren abbauen – Fortbildung, Konzepte	123
<b>4.4 Wer ist verwandt? (biologische und soziale Großeltern)</b>	89	6.2.3 Betroffene beteiligen – Vernetzung	124
<b>4.5 Großeltern in Regenbogenfamilien – Eine Rolle ohne Skript</b>	93	6.2.4 Zeichen setzen – Öffentlichkeitsarbeit	125
<b>5 Homosexualität und Migrationsfamilien</b> Ilka Borchart	98	<b>6.3 Innerhalb der Träger</b>	126
<b>5.1 Migration in Deutschland</b>	98	<b>6.4 Fazit</b>	128
<b>5.2 Migration und Familie</b>	100	<b>7 Materialien &amp; Informationen für Fachpersonal</b>	129
<b>5.3 Soziales Umfeld</b>	104	<b>7.1 Glossar</b>	129
<b>5.4 Fremdheit, Kulturalisierung, Rassismus</b>	107	<b>7.2 Zitierte Literatur &amp; Medien</b>	133
<b>5.5 Kultursensibilität als professionelles Prinzip und persönliche Haltung</b>	112	<b>7.3 Weiterführende Literatur &amp; Medien</b>	
<b>6 Schlusswort – Handlungsempfehlungen und Beratungsprinzipien</b> Ilka Borchart & Heiko Reinhold	116	7.3.1 Lesben, Schwule, Homosexualität	141
		7.3.2 Spätes Coming-out	141
		7.3.3 Großeltern in Regenbogenfamilien	143
		7.3.4 Migrationsfamilien	143
		<b>7.4 Links</b>	144
		<b>7.5 Verzeichnis ausgewählter Stichworte, Index</b>	145



Übung



Information

## Grußwort

Sehr geehrte Damen und Herren,

wenn Eltern erfahren, dass ihre Tochter lesbisch ist oder Großeltern von der Homosexualität ihres Enkelsohns hören, dann trifft sie diese Nachricht oft unvorbereitet. Unsicherheit und Ängste sind die Folge und begleiten dann zumeist die gesamte Familie. In dieser Situation brauchen die Angehörigen professionellen Rat und Unterstützung, damit sie den Prozess des Umdenkens gut bewältigen können. Die Fachleute der sozialen Arbeit in den Institutionen der Familienbildung und Familienberatung sind für sie deshalb wichtige Verbündete.

Als Bundesministerin setzte ich mich für eine offene Gesellschaft ein, dazu gehört auch die volle Gleichstellung von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Darum halte ich das Projekt „Homosexualität und Familie“ für besonders wichtig. Das Modellprojekt wurde vor knapp drei Jahren vom Familien- und Sozialverein des Lesben- und Schwulenverbands Deutschland e.V. und dem Familienministerium ins Leben gerufen. Es hat zum Ziel, die Familienberatung und -bildung für die Belange der Familienangehörigen homosexueller Menschen zu sensibilisieren und ihnen Instrumente für eine gute Beratung an die Hand zu geben.

Aus dieser Zusammenarbeit ist das vorliegende Handbuch entstanden. Es schließt eine Lücke in der Ausbildung von Fachkräften der sozialen Arbeit, denn sie trifft es oft noch unerwartet, wenn eine Rat suchende Familie das Thema „sexuelle Identität“ anspricht. Zudem gibt es vielfach Situationen, in denen sie homophoben Äußerungen oder Verhaltensweisen etwas entgegensetzen müssen.

Dieses Handbuch ist ein umfangreiches Nachschlagewerk, das die Bedürfnisse der Familienangehörigen homosexueller Menschen in den Blick nimmt, aber auch über gängige Stereotypen zur Homosexualität aufklärt. Fachkräfte erhalten dadurch das notwendige Rüstzeug, um Fortbildungen und Workshops zum Thema durchzuführen sowie eigene Konzepte zu erarbeiten. Das Fortbildungsmodul, das über das Internetportal „Homosexualität und Familie“ abrufbar sein wird, eröffnet erstmals auch die Möglichkeit, das Thema „sexuelle Vielfalt“ frühzeitig in den Ausbildungsgängen der Familiensozialarbeit zu verankern.

Der Erfolg des Projektes ist zu einem wesentlichen Teil dem ehrenamtlichen Wissenschafts-Beirat zu verdanken, der das Projekt über drei Jahre hinweg begleitet und auch beim Handbuch mitgewirkt hat. Ich danke ihm und allen Beteiligten herzlich, die durch ihr Engagement dazu beigetragen haben, „Regenbogenkompetenz“ um die Perspektive der heterosexuellen Angehörigen zu erweitern. Ganz besonders freue ich mich über den Einsatz der vielen Träger und Fachkräfte der sozialen Arbeit für eine bunte Vielfalt. Sie alle tragen mit Ihrer professionellen Hilfe dazu bei, dass Familien zusammen halten.

Mit freundlichen Grüßen



Manuela Schwesig  
Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

# 1 Einleitung

## 1.1 Projektarbeit als Impulsgeber für den gesellschaftlichen Wandel | Axel Hochrein, Bundesvorstand LSVD

Der Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD) engagiert sich seit über 20 Jahren als Bürgerrechtsverband für Schwule, Lesben, Bi-, Trans- und Intersexuelle. Für Menschen also, die in ihrer sexuellen Orientierung und Geschlechtsidentität einer Minderheit angehören. Diese Minderheiten erfahren durch die traditionell heteronormative Prägung der Mehrheitsgesellschaft verschiedene Formen der Diskriminierung. Der LSVD sah und sieht seine Aufgabe darin, sich dafür einzusetzen, dass diese Minderheiten ein selbstbestimmtes Leben nach eigenen Lebensentwürfen führen können. Die klassische Bürgerrechtsarbeit beinhaltet zum einen die Beseitigung regulierter Diskriminierung und den gesetzlichen Schutz vor Diskriminierung des individuellen Lebensentwurfs. Zum anderen zielt Bürgerrechtsarbeit auf die Änderung der gesellschaftlichen Mehrheitsmeinung, die Sensibilisierung der Gesellschaft für die Probleme von Minderheiten, um einen gesellschaftlichen Wandel herbeizuführen. Ansatzpunkte einer solchen gewünschten Veränderung, die sich wellenförmig ausbreitet und in seiner Wirkung vervielfacht, sind u.a. die Betroffenen selbst, Organisationen, die sich im engeren oder weiteren Zusammenhang mit der Thematik beschäftigen oder mit ihr arbeiten, sowie öffentlichkeitswirksame Medien, die zur Verbreitung beitragen.

Beide Säulen dieser Arbeit sind miteinander verbunden und beeinflussen sich gegenseitig. So unterstützt die staatliche Förderung von Projekten gesellschaftlichen Wandel. Umgekehrt trägt der Wandel in der gesellschaftlichen Mehrheitsmeinung zur Reduzierung von Blockaden bei der rechtlichen Gleichstellung bei.

Heute sind beide Säulen in der Arbeit des Verbandes gleich professionell ausgeprägt. Als der LSVD gegründet wurde, stand zunächst die Informations- und Überzeugungsarbeit gepaart mit gesellschaftlichem Dialog im Vordergrund. Gezielte Projektarbeit, die auf spezielle Themen und Ziele fokussiert und Projektlaufzeiten, die sich über Jahre erstreckten, gibt es im LSVD seit gut 14 Jahren. Träger der Projekte im LSVD ist der Familien- und Sozialverein, der inzwischen auf eine erfolgreiche Vergangenheit diverser Projekte zurückblicken kann. Diese Vielfalt in den Projektschwerpunkten und Zielen beschreibt der Geschäftsführer des Verbandes, Klaus Jetz: „Mit zahlreichen Projekten, Seminaren, Fachtagungen und Publikationen rund um die Themen Homosexualität, Familie, Bildung, Vielfalt und Integration ist es uns gelungen, mehr Akzeptanz für homosexuelle Lebensweisen in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft zu verankern. Dabei ging es uns immer um Aufklärung,

Sensibilisierung und Allianzenbildung, denn nur durch einen langen Atem und die Arbeit in Bündnissen waren und sind gesellschaftspolitische Erfolge für Minderheiten zu erzielen.“

Gesellschaftlicher Wandel erfolgt jedoch nicht über Nacht, sondern sein Fortschreiten bedarf verschiedenster Faktoren. Die genaue Projektkonzeption mit klarer Themen- und Zielsetzung steht am Anfang dieses Prozesses. Dazu werden Ergebnisse aus der vorhergehenden Projektarbeit einbezogen, um sich dann auf veränderte Problemfelder zu konzentrieren. Die wichtige Nachhaltigkeit in der Projektarbeit und die Kontinuität mit Blick auf das Gesamtziel sind nur dann zu erreichen, wenn immer wieder die Aufmerksamkeit auf relevante Themen und deren Veränderung gerichtet wird.

Ein sehr gelungenes Beispiel für unsere erfolgreiche Projektarbeit ist ohne Zweifel das „Regenbogenfamilien“-Projekt, welches der LSVD, mit Unterstützung des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend im Jahre 2002 gestartet hatte. War der Begriff der Regenbogenfamilie zwei Jahre nach Einführung der Eingetragenen Lebenspartnerschaft noch unbekannt und gesellschaftlich wie politisch wenig relevant und teilweise höchst umstritten, hat sich das zehn Jahre später entscheidend verändert. Regenbogenfamilien gelten heute viel selbstverständlicher als eine der möglichen Familienformen in unserem Land, auch wenn im Familienalltag eine Gleichstellung noch nicht erreicht ist. Die größere Sichtbarkeit und Akzeptanz von Regenbogenfamilien jedoch sind ein Erfolg des Projekts, das der Verband inzwischen aus den eigenen begrenzten Mitteln fortführt. Mit der gewachsenen Akzeptanz, aber auch der gestiegenen Zahl an Regenbogenfamilien wuchs auch der Bedarf dieser Familien an praktischer Unterstützung und Hilfe. Hier bleiben noch viele Aufgaben zu lösen, denen ein noch lange nicht quantitativ und qualitativ ausreichendes Hilfsangebot gegenübersteht.

Nach dem Regenbogenfamilien-Projekt und den beiden Projekten zu Homosexualität und Migrationsfamilien fördert das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend mit dem gegenwärtigen Projekt „Homosexualität und Familien – eine Herausforderung für familienbezogenes Fachpersonal“ inzwischen unser viertes Familienprojekt. Durch die wissenschaftliche Begleitung und Auswertung der LSVD-Projekte konnten zum Ende der Projektlaufzeit die vorhandenen Defizite und notwendige weitere Hilfs- und Unterstützungsangebote exakt definiert werden.

Durch das Ineinandergreifen der Projekte und durch die Bezugnahme auf die erzielten Ergebnisse wird die gewünschte Nachhaltigkeit erreicht, werden Schnittstellen

definiert und wird versucht, diese Schnittstellen zu stärken. Wie sehr die gesellschaftliche Realität dabei auf die verschiedenen Schnittstellen einwirkt, beschreibt die Leiterin des gegenwärtigen Projekts, Ilka Borchardt anschaulich: „Diese drei Projekte legen den Schwerpunkt auf die Angehörigen. Wir tun dies vor allem aus dem Wissen heraus, dass das Coming-out nicht wegen der Homosexualität so schwer und wichtig ist, sondern vor allem vom sozialen Umfeld erschwert wird. Aber auch aus der Erkenntnis heraus, dass Angehörige nach wie vor nur schwer professionelle Unterstützung finden, obwohl sich die Themen der Aufklärungs- und Antidiskriminierungsarbeit in den letzten Jahren stark verändert haben.“ Für den Erfolg der LSVD-Projektarbeit ist es ein Glücksfall, dass Ilka Borchardt bereits in unseren Projekten mit Migrationsfamilien mitarbeitete. Heiko Reinhold vervollständigt das Projektteam mit seiner langjährigen Erfahrung in der Coming-out-Beratung und Sozialen Arbeit. Diese Kombination aus Expertise, praktischer Erfahrung und Kontinuität befördert eine erfolgreiche Projektarbeit.

Der Komplex dieser drei Projekte zeigt aber auch, wie sich zielgerichtete Projektstrategie in der Zielerreichung niederschlägt und somit den gewünschten Erfolg mit sich bringt. Diese Art der Projektarbeit wird deshalb auch in Zukunft notwendig sein und eine Fortsetzung erfahren müssen.

## 1.2 Aufklären, Sensibilisieren, Vernetzen

Klaus Jetz, Geschäftsführer LSVD

Irgendwann in den 1990er-Jahren ist es uns gelungen, eine breitere Öffentlichkeit, die Mehrheitsgesellschaft und die Medien von unseren Anliegen, der rechtlichen Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften und der Nichtdiskriminierung aufgrund der sexuellen Identität zu überzeugen und auf unsere Seite zu ziehen. Das war nicht einfach, doch unsere Kampagnen, die an Liebe und Respekt appellieren, nicht zuletzt auch unsere Projekte für Regenbogen- oder Migrationsfamilien, die auf die Stärkung von Familiensystemen abzielen, fallen auf fruchtbaren Boden und entfalten mehr Akzeptanz für homosexuelle Lebensweisen. Dennoch sind wir weit entfernt von Normalität im Umgang mit Homosexualität in unserer Gesellschaft.

Homosexuellenfeindlichkeit ist trotz aller Fortschritte weiter ein Problem in unserer Gesellschaft. Immer wieder kommt es zu gewalttätigen Übergriffen auf Lesben und Schwule. Ob auf den Schulhöfen, in den Medien oder in der Jugendkultur – Homosexuelle werden noch immer gerne verspottet. Zudem propagieren dubiose vor-

wiegend christlich-fundamentalistische Organisationen nach wie vor eine „Umkehrbarkeit“ von Homosexualität, die als zu heilendes Defizit dargestellt wird. Solche „Therapien“ bergen erwiesenermaßen erhebliche Gefahren für die psychische und auch körperliche Gesundheit. Deshalb muss unbedingt verhindert werden, dass diese gesundheitsgefährdenden Praktiken weiter angewendet werden.

Aus all diesen Gründen tragen wir Themen, die Lesben und Schwule bewegen, in die Gesellschaft hinein. Wir schließen Allianzen mit anderen zivilgesellschaftlichen Organisationen, mit Frauenverbänden, Menschenrechtsorganisationen, Migrantenselbstorganisationen oder Familienberatungsstellen. Wir haben gelernt, dass wir vor allem dann vorankommen, wenn wir Bündnisse schließen, Kooperationen eingehen und die Unterstützung anderer zivilgesellschaftlicher Gruppen für unsere Anliegen gewinnen. Diskriminierung ist kein Kavaliersdelikt, sie ist Gift für das respektvolle und gedeihliche Miteinander in einer Gesellschaft. Die Herabwürdigung von Lesben und Schwulen ist immer ein Angriff auf Familiensysteme, da auch die Angehörigen betroffen sind. Eine Familie darf nicht an der Homosexualität eines Familienmitglieds zerbrechen. Alle müssen sich fragen, in welcher Gesellschaft sie leben wollen: In einer Gesellschaft, in der es Bürgerinnen und Bürger erster und zweiter Klasse gibt, in einer Gesellschaft, in der einige größeren Schutz genießen als andere oder aber in einer Gesellschaft, in der alle die gleichen Rechte und den gleichen Schutz vor Diskriminierung genießen? Die Art und Weise, wie eine Gesellschaft mit Lesben und Schwulen umgeht, eignet sich besonders für die Bestimmung ihres demokratischen Reifegrads, sie ist ein Gradmesser für Bürgerrechte, Inklusion und Integration von Minderheiten. Lesben- und Schwulenrechte sind Menschenrechte und als solche sind sie unteilbar, universell und unveräußerlich.

Auf der Suche nach Antworten auf die Frage, wie wir die Betroffenen unterstützen können, entwickeln wir Konzepte zur Stärkung der Familien. Natürlich gibt es in den meisten Großstädten Angebote der lokalen Homosexuellenorganisationen zur Unterstützung von Lesben und Schwulen. Es gibt Beratungsstellen für ein gelungenes Coming-out, für Gesundheitsprävention, Rechtsberatung oder Beratung für ältere Homosexuelle. Auch gibt es Aufklärungsprojekte für Schulen und andere vorbildliche Maßnahmen zum Abbau von Vorurteilen und Minderheitenfeindlichkeit. Doch das reicht nicht. Die Probleme können nicht ausschließlich bei den in vielen Fällen ehrenamtlich geführten Beratungsstellen der Lesben- und Schwulenbewegung abgeladen werden. Auch die klassischen Akteure der Sozialen Arbeit müssen sich für die Themenpalette öffnen.

Viele junge Lesben und Schwule melden sich heute selbstbewusst zu Wort und erkämpfen sich ihren Platz in der Gesellschaft. Aber immer noch ist das Coming-out für viele junge Menschen ein schwieriger Prozess. Erhebungen zufolge haben homosexuelle Jugendliche ein viermal höheres Suizidrisiko als heterosexuelle. Das zeigt, welchem Druck sich ein Teil der lesbischen und schwulen Jugendlichen immer noch ausgesetzt sieht – von Seiten des Elternhauses, der Familie oder in der Schule.

Auch Angehörige berührt das Coming-out eines Familienmitglieds, denn Vorurteile über Lesben und Schwule werden schnell auf andere Familienangehörige übertragen. Eltern wird unterstellt, sie hätten in der Erziehung versagt, Eheleute hätten ihre Rolle als Ehepartner oder Ehepartnerin nicht richtig ausgefüllt und Kindern wird schon mal vorgeworfen, sie seien psychisch krank, wenn sie ihre gleichgeschlechtlichen Eltern lieben. Der Verbreitung dieser Vorurteile, die auf Angst vor dem Fremden und Unbekannten und auf Unkenntnis beruhen, treten wir entgegen. Wir klären auf, sensibilisieren und werben für Respekt. Davon profitieren alle.

Diese Überzeugungs- und Akzeptanzarbeit wollen wir in den klassischen Strukturen der Familienberatung und Familienbildung verankern. Die Lesben- und Schwulenbewegung kann dies nicht alleine schultern. Wir können aber unser Know-how einbringen: Wir überzeugen die Akteure der Sozialen Arbeit von der gesamtgesellschaftlichen Relevanz des Themas, schulen Multiplikatorinnen und Familienberater und vernetzen ihre Beratungsstellen mit der Lesben- und Schwulenberatung. Die Familienprojekte des Lesben- und Schwulenverbandes sind dafür der richtige Weg.

### 1.3 Das Projekt „Homosexualität und Familien“

Ilka Borchardt & Heiko Reinhold

#### 1.3.1 Angebote

Das Projekt „Homosexualität und Familien – eine Herausforderung für familienbezogenes Fachpersonal“ bietet Fortbildungen, Vorträge, kollegiale Beratung, Vernetzung und Informationsmaterial für Träger und Einrichtungen der Sozialen Arbeit mit Familien an. Das Projekt wird von 2011 bis 2014 vom Bundesfamilienministerium (BMFSFJ) gefördert und von einem wissenschaftlichen Beirat begleitet.

Der Fokus unserer Veranstaltungen liegt auf den Beratungsbedarfen und Anliegen von Angehörigen Homosexueller. Insofern beschäftigen wir uns schwerpunktmäßig mit den Themen „Spätes Coming-out“, „Großeltern in Regenbogenfamilien“ und

„Homosexualität und Migrationsfamilien“. Ziel ist es, Angehörigen kompetente und sensible Unterstützung zu ermöglichen, wenn sie Fragen oder Probleme im Zusammenhang mit dem Coming-out ihres oder ihrer Angehörigen haben.

Die Angebote richten sich an Fachpersonal und Einrichtungen der Familienberatung und Familienbildung. Wir haben uns für diese Zielgruppe aus folgenden Gründen entschieden:

1. Für Menschen im Coming-out gibt es (zumindest in den meisten Großstädten) Einrichtungen und Beratungsmöglichkeiten. Angehörige, die ein Problem im Umgang mit Homosexualität oder einem Coming-out haben, werden sich jedoch kaum an Lesben- oder Schwulenberatungsstellen wenden. Diese Einrichtungen werden unter Umständen als zu parteiisch empfunden.
2. Fachkräfte in der Familiensozialarbeit sind potentielle Ansprechpartner für Angehörige. In den verschiedenen Einrichtungen fehlen jedoch oftmals deutlich wahrnehmbare Signale der Offenheit und Kompetenz im Umgang mit Fragen der sexuellen Identität. Ratsuchende brauchen jedoch solche Zeichen, um die Angebote auch für die sie bewegenden Themen in Anspruch zu nehmen.
3. Es ist auch für Fachpersonal notwendig, die eigene Haltung zu Fragen der sexuellen Identität regelmäßig zu überprüfen und zu reflektieren. In Aus-, Fort- und Weiterbildung in der Sozialen Arbeit aber ist das Thema immer noch marginalisiert, wenn nicht gar tabuisiert.
4. Jede Form von Tabuisierung und die Tabuisierung eines jeden Themas – egal aus welchen Gründen sie erfolgen – stehen der Professionalität im Umgang mit Klientinnen und Klienten entgegen.
5. Die Schwerpunktthemen des Projekts überschneiden sich mit vielen anderen Themen, in denen Homosexualität keine Rolle spielt, wie beispielsweise die Reflexion von Stereotypen und Vorurteilen. Bestimmte Aspekte aber wie die Notwendigkeit, sich überhaupt mit der sexuellen Identität auseinanderzusetzen, die Übertragung von homophoben Vorurteilen auf die ganze Familie und das Coming-out als Familie sind spezifisch für Angehörige von Lesben und Schwule. Die Beratung und Bildungsarbeit zu solchen Themen verlangt konkretes Wissen über Coming-out-Erfahrungen und -Prozesse, das bewusst erworben und reflektiert werden muss. Erst durch Reflexion können die erworbenen Kenntnisse in die professionelle Tätigkeit in der Sozialen Arbeit eingebunden werden.

### 1.3.2 Erfolge und Widerstände

Das Projektteam hat bis zur Veröffentlichung dieses Handbuchs eine Vielzahl von Vorträgen und Fortbildungen durchgeführt: Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Veranstaltungen arbeiteten in Migrationsberatungsstellen oder leiteten selbst Frauenkurse, sie waren Fachleute aus der offenen Jugendarbeit, Schulsozialarbeit, Sexualpädagogik, Familienbildung oder Beraterinnen und Psychologen in Ehe- bzw. Partnerschafts-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatungsstellen. Sie kamen aber auch aus der Verwaltung, aus Behörden und der Polizei.

Einer der wichtigsten Erfolge des Projekts dürfte zweifellos sein, dass Kooperationspartner für die Veranstaltungen gefunden wurden. Die Teilnehmenden haben ausnahmslos – spätestens am Ende einer Veranstaltung – hervorgehoben, dass sowohl die Inhalte, als auch die Methoden der Fortbildung sie überzeugt und sie „etwas mitgenommen“ haben. In den meisten Fällen kam es zu der angestrebten Selbstreflexion sowie zu unerwarteten Aha-Erlebnissen. Das ist gerade für gestandenes Fachpersonal eine Besonderheit. Denn die langjährige Berufserfahrung bringt eben auch reichhaltige Einblicke in die menschliche Vielfalt mit sich und reduziert die Möglichkeit, Neues zu erfahren. Viele Teilnehmende bestätigten, dass in ihrer praktischen Arbeit das Thema Homosexualität in der Familie sehr wohl eine Rolle spielt. Dennoch beurteilten sie die besuchten Fortbildungen und Vorträge in der Evaluation als Bereicherung, da sie hier zusätzliche Informationen und Anregungen für die weitere Berufspraxis erhielten. Sie schätzten aber auch den geschützten Raum, in dem sie mit ihren Unsicherheiten und Vorbehalten ernst genommen wurden und Unterstützung fanden.

Auf der Ebene der Träger und Institutionen besteht ein Erfolg in der Anerkennung der Notwendigkeit, sich des Themas Homosexualität in der Familie anzunehmen. Viele Institutionen und einige Träger praktizieren ein offenes Familienbild und vertreten dies auch in der Familienpolitik sowie in der Kooperation mit anderen Trägern. Hier haben sich wichtige Bündnisstrukturen ergeben. Solche Bündnisse profitieren von der jeweiligen Expertise der Partner und stärken jegliches Engagement für Respekt und Akzeptanz.

In einigen Bundesländern bestehen zudem parallel vielfältige Projekte und Initiativen in der Antidiskriminierungs- oder Aufklärungs- und Familiensozialarbeit. Diese Initiativen vertreten häufig intersektionale und horizontale Ansätze. Oftmals sollen solche Projekte aber, ausgestattet mit geringen Ressourcen, die Entwicklung von Jahrzehnten der Aufklärungs- und Antidiskriminierungsarbeit anderer Bundesländer nachholen. In solchen Fällen konnten wir die Kolleginnen und Kollegen vor Ort

durch unsere Angebote unterstützen und andererseits von deren Netzwerken profitieren. Diese Erfahrung hat gezeigt, wie ressourcenschonend und gleichzeitig effektiv es sein kann, bestehende Strukturen zu verbinden und arbeitsteilig die jeweiligen Projektaufgaben zu verwirklichen.

Trotz allem gab und gibt es natürlich auch immer wieder Widerstände in der Umsetzung der Angebote. So wurden gerade schon bestehende Querschnittsinitiativen und auf Länderebene angeregte Kooperationen als Erklärung dafür genutzt, dass das Thema „Homosexualität“ bereits von jemandem im eigenen Netzwerk (aber nicht im eigenen Träger!) bearbeitet würde. Die Verantwortung wurde abgeschoben auf Kooperationspartner, um sich selbst nicht damit beschäftigen zu müssen. Diese Ausweichstrategie kam von nicht unerwarteter Seite, sie war jedoch eher selten. Viel häufiger bekamen wir als Antwort Aussagen wie „Wir hatten noch keinen solchen Fall“ oder „Bei uns gibt es keine Probleme damit, wir denken das ohnehin mit“. Solche Erklärungen können als Ausdruck dafür verstanden werden, sich nicht mit dem Thema Homosexualität beschäftigen zu können oder zu wollen. (Da jedoch eine grundsätzliche Offenheit zu verzeichnen war, kam es in vielen Fällen dennoch zu einer Kooperation.) Die Reaktionen auf unsere Angebote greifen wir beispielhaft in unseren Beiträgen auf, ebenso wie die Rückmeldungen von Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Fortbildungen<sup>1</sup>. Denn wir sind durch die Kooperation zu der Erkenntnis gelangt, dass auch die jeweiligen Rahmenbedingungen für Fachkräfte stets mit in den Blick genommen werden müssen. Die oben genannten Aussagen sind oftmals auch Ausdruck von Überlastung des Fachpersonals oder von mangelnder Erfahrung in der Auseinandersetzung mit dem Thema Homosexualität und daher in Fortbildungen und Begegnungen zu bearbeiten.

Ein wiederholt zu überwindendes Hindernis war ein Missverständnis im Zusammenhang mit dem Projekttitel: „Homosexualität und Familien“ wurde in den meisten Fällen zunächst als „homosexuelle Familien“, das heißt Regenbogenfamilien verstanden. Der Richtigstellung, dass es um Angehörigen von Lesben und Schwulen und deren Anliegen gehe, wurden dann oft die beiden eben genannten Widerstände entgegengehalten. Ganz grundsätzlich jedoch verweist dieses Missverständnis auf die Unsichtbarkeit der Anliegen und Fragestellungen von Angehörigen.

<sup>1</sup> Siehe Kapitel 2.5 Erfahrungen des Fachpersonals in der Sozialen Arbeit, 2.6 „Homosexualität und Familien“ als Thema in familienbezogenen Einrichtungen und 6. „Schlusswort – Handlungsempfehlungen und Beratungsprinzipien.“

Insgesamt fanden wir zwar einerseits unsere früheren Beobachtungen bestätigt, die zur Durchführung des Projekts geführt hatten: Unsichtbarkeit der Angehörigen, mangelnde Erfahrung von Fachpersonal in Familienberatung und -bildung mit dem Thema Homosexualität und Fehlen von Informationsmaterial usw. Unser Projekt traf also Bedarfe von Fachpersonal. Die durchgeführten Veranstaltungen stießen auf großes Interesse bei den Teilnehmenden. Es stellte sich aber auch heraus, dass noch sehr viel Arbeit zu tun ist. Mit unserem vorliegenden Handbuch wollen wir dazu einen Beitrag leisten. Denn es ist unser Ziel, dass alle Menschen die gleiche professionelle Hilfe in Familienberatung und -bildung erfahren und Fachkräfte in ihrem Engagement für Gleichberechtigung, Respekt und Akzeptanz unterstützt werden.

## Projektteam



Foto: LSVD/Caro Kadatz

**Ilka Borchardt**  
Projektleiterin,  
Ethnologin (M.A.)



Foto: LSVD/Caro Kadatz

**Heiko Reinhold**  
Stellvertretender Projektleiter,  
Dipl.-Sozialpädagoge und  
Systemischer Coach

## LSVD



**Axel Hochrein**  
Bundesvorstand LSVD



**Klaus Jetz**  
Geschäftsführer LSVD

Soweit nicht anders gekennzeichnet wurden uns alle folgenden Fotos von den abgebildeten Personen zur Verfügung gestellt.

## Wissenschaftlicher Beirat



### Berend Groeneveld

Diplom-Psychologe, Psychologischer Psychotherapeut (Approbation), Erziehungs- und Familienberater (bke), Supervisor (BDP).

- Arbeit als stellvertretender Stellenleiter einer großen, integrierten Beratungsstelle und in freier Praxis.
- Dozent (seit 1990) und Kursleiter (seit 1992) der Weiterbildungskurse der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e. V. (DAJEB).
- Mitglied im Vorstand der DAJEB seit 1996, seit 2004 Vizepräsident und Vorsitzender des Weiterbildungsausschusses der DAJEB.
- Publikationen zu den Themen Widerstand, Selbstsorge, kollegiale Beratung und integrierte psychologische Beratung.

Kontakt: begroene@gmx.de



### Birgit Jagusch

Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Sozialpädagogische Forschung Mainz e. V. (ism).

- Arbeitsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfe, rassismuskritische und diversitätsbewusste Arbeit und Forschung, qualitative empirische Forschung, Interkulturelle Öffnung.

Kontakt: birgit.jagusch@ism-mainz.de



### Ulrike Schmauch

Prof. Dr., Professorin am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit an der Fachhochschule Frankfurt am Main.

- Arbeitsschwerpunkte: Körper, Geschlecht und Sexualität in der Sozialen Arbeit; Gleichgeschlechtliche Lebensweisen, Antidiskriminierungsarbeit.

Kontakt: schmauch@fb4.fh-frankfurt.de



### Erika Schulze

Prof. Dr., Fachhochschule Bielefeld, Professorin für die Soziologie der Kindheit und Jugend.

- Forschungsschwerpunkte: Kindheit, Jugend und Migration, Kindheit und Ungleichheit, Urbanes Zusammenleben in der Migrationsgesellschaft.

Kontakt: erika.schulze@fh-bielefeld.de



### Uwe Sielert

Prof. Dr., Universität Kiel, Professor für Sozialpädagogik.

- Arbeitsschwerpunkte: Diversity Education, Gendertheorie, Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik.
- Vorstand der Gesellschaft für Sexualpädagogik,
- Beirat des Instituts für Sexualpädagogik Dortmund.

Kontakt: sielert@paedagogik.uni-kiel.de



### Melanie Caroline Steffens

Prof. Dr. rer. nat., Universität Koblenz-Landau, Campus Landau, Institut für Psychologie, Arbeitseinheit „Sozial- und Wirtschaftspsychologie“.

- Arbeitsschwerpunkte: Explizite und implizite Stereotype und Einstellungen, Gender-Queer-Diversity, Soziale Kategorisierung, Intergruppenkonflikte, Gedächtnisphänomene.

Kontakt: steffens@uni-landau.de



### Elisabeth Tuidler

Prof. Dr. phil., Professur Soziologie der Diversität, Universität Kassel

Kontakt: tuidler@uni-kassel.dew

## 2 Wahrnehmungen, Erfahrungen, Soziale Arbeit

### 2.1 Bilder in der Sozialen Arbeit zum Thema „Homosexualität und Familien | Ilka Borchardt & Heiko Reinhold



#### Stellen Sie sich bitte folgende Fotografien vor:

Auf einer Couch sitzen vier Menschen. Von links nach rechts gesehen: ein Mann mit rötlichen Haaren, Anfang 30, Brillenträger, den linken Arm auf der Sofarückenlehne, ein Mann, hellblond, Ende 60, mit Brille, ein Mann mit dunkelbraunen Haaren, Ende 20 mit einem Baby in den Armen und ein Mann Ende 50. Alle haben kurzgeschnittene Haare und tragen Hosen, sowie Pullover, T-Shirt oder Hemd. Sie sitzen eng beieinander und schauen in die Kamera. Alle lächeln. Das Baby ist in eine Decke gehüllt, auf der Decke sind auf hellblauem Hintergrund am Mond schaukelnde Affen zu sehen. Das Baby hat die Augen geschlossen. (<http://www.flickr.com/photos/flakyredhead/4329718500/in/photostream>)

Vier Menschen sitzen auf einer Bordsteinkante nebeneinander. Von links nach rechts gesehen: eine Frau mit dunkelbraunem schulterlangem Haar, Mitte 30, sie schaut direkt in die Kamera. Daneben sitzt eine Frau mit dunkelblondem schulterlangem Haar, Anfang bis Mitte 30. Sie blickt auf einen Jungen neben sich. Der Junge sitzt auf dem rechten Bein der nächsten Frau. Er ist ca. fünf Jahre alt, trägt eine rote Trainingshose und ein blaues T-Shirt und hat kurze Haare. Die Frau, auf dessen Schoß er sitzt, hat kurzes graues Haar und ist Anfang bis Mitte 40. Sie blickt in Richtung des Jungen. Er spielt mit der linken Hand am linken Ohr der Frau. Rechts daneben sitzt eine Frau mit kurzem rötlich-dunkelbraunem Haar, ganz rechts ein Mädchen, den rechten Arm auf das rechte Knie gestützt. Das Kind hat schulterlanges braunes Haar und trägt einen rosa Trainingsanzug. Alle lächeln oder lachen. Die zweite Frau von rechts hat den Arm auf dem Knie der Frau links von ihr. Die

Frau ganz links blickt als einzige direkt in die Kamera. (<http://www.flickr.com/photos/earthworm/140347049/>)

Auf einer Wiese sitzen zwei Erwachsene und drei Kinder. Die Erwachsenen sind ein Mann und eine Frau. Der Mann hält ein ca. eineinhalbjähriges Kind auf dem Schoß, die Frau hat den rechten Arm um einen ca. vierjährigen Jungen gelegt, der auf ihrem Knie hockt. Schräg links vor ihr sitzt ein sechsjähriger Junge im Gras. Alle bis auf das Kleinkind lachen oder lächeln in die Kamera. Die Kinder tragen Trainingsjacken in der gleichen neongrünen Farbe mit Kapuze. Die Frau hat mittellanges rotblondes Haar und trägt eine pinkfarbene Fleecejacke. Der Mann hat kurzgeschorenes Haar und trägt eine schwarze Kapuzenjacke. (<http://www.pixelio.de/media/584477>)

Auf einem Parkweg bewegen sich zehn Personen mit dem Rücken zur Kamera: sieben Erwachsene und drei Kinder. Ein Kind von ca. zehn Jahren mit kurzen dunklen Haaren in Jeans und Pullover läuft der Gruppe quer über den Rasen nach. Nur von drei Personen (zwei Männern und einer Frau) sind die Gesichter im Profil zu sehen: Die Frau ist von Kopf bis Fuß in dunkelgrauem Tuch gehüllt und läuft neben einem großen Mann mit kurzem weißem Haar. Beide blicken in Richtung Rasen. Die dritte sichtbare Person ist ein Mann, er läuft neben einem Kind von ca. fünf Jahren, das seinen erhobenen Arm festhält. Vor dem Mann und dem Jungen laufen ein weiterer Mann mit einem Weidenkorb in der Hand und eine Frau in dunkelrotem Rock und Pullover. Beide haben kurze Haare, der Mann dunkle, die Frau rotblonde. Rechts von der Frau, vom Mann mit dem Kind verdeckt, läuft eine weitere Person mit langen Haaren. Ein Kind in

der Mitte der Gruppe von ca. 12 Jahren in Jeans, Trainingsjacke, trägt etwas in der Hand. Es hat blonde halblange Haare. Am Ende der Gruppe, hinter der verhüllten Frau und dem großen Mann schiebt eine Person einen Kinderwagen. Sie hat eine Jeansjacke über den Kopf gelegt und ist halb verdeckt vom dem Jungen, der ins Bild läuft. (<http://www.pixelio.de/media/378115>)

Was sehen Sie, wenn Sie an „Familie“ denken? Was sehen Sie auf diesen Fotografien? Nach welchen Kriterien würden Sie die Personen und die Szenen beschreiben? Als Eltern mit ihren Kindern? Als Menschen verschiedenen Alters? Als Bekannte, Freunde? Wo sind die Bilder aufgenommen? Bei welchen Gelegenheiten? Was, denken Sie, haben diese Aufnahmen mit dem Thema Homosexualität und Familien zu tun? Was ist Ihnen an den angebotenen Beschreibungen aufgefallen?

Wer sich in der Sozialen Arbeit mit dem Thema „Homosexualität und Familien“ beschäftigt oder dies tun möchte, ist mit verschiedenen Bildern konfrontiert. Einige stehen dabei im Vordergrund. Andere werden von ihnen überblendet und (auf den ersten Blick) nicht gesehen. In Bezug auf die Aspekte Spätes Coming-out, Großelternschaft in Regenbogenfamilien und Migrationsfamilien sind die wahrgenommenen Bilder geprägt von Vorstellungen von Geschlecht, von Sexualität, von Ehe, von Familie, von Verwandtschaft, von Elternschaft und Großelternschaft, von Generationen und ihren Beziehungen, von Kultur, von Migranten und vielem mehr. Diese Vorstellungen wirken gemeinsam und sind nur schwer voneinander zu trennen. Sie werden durch kleinste Anstöße aktiviert, wiederholt, reproduziert, weitergegeben und erscheinen auf den ersten Blick völlig selbstverständlich. Eine Auswahl der tradierten Vorstellungen in Bezug auf das Thema Homosexualität und Familien stellen wir Ihnen im Folgenden vor.

#### 2.1.1 Familie ist Vater, Mutter und mindestens ein (leibliches) Kind

Diese Vorstellung basiert auf der Idee der bürgerlichen Familie, die seit dem 18. Jahrhundert entstand und nach 1945 vor allem in Westdeutschland eine Renaissance erfuhr. Eine solche Konstellation ist real nicht die einzige Form von Familie und war es auch noch nie. Sie ist jedoch nach wie vor eine wirkungsvolle Norm.

In vielen Bereichen der Sozialen Arbeit ist ein offenes Familienverständnis zwar der Anspruch, doch zeigt sich die Wirksamkeit eines normativen Familienbildes in den Interpretationen der vorgestellten Bilder in unseren Fortbildungen: Fachleute und angehende Fachleute lasen zunächst oft nur das dritte Bild als „Familie“ und das vierte als „migrantische Großfamilie“. Die beiden Interpretationen belegen, dass

Vorstellungen von „Familie“ kulturell gelesen werden. Dazu fließen verschiedene weitere Marker ein. Gleichzeitig beeinflussen Vorstellungen von der üblichen Größe einer Familie auch die Interpretation hinsichtlich einer vermeintlichen Herkunft.<sup>2</sup> Das Bild mit vier Männern und Baby wurde oft gelesen als ein schwules Paar mit Baby und den Vätern der beiden Partner. Selten jedoch wurde das Bild mit vier Frauen und zwei Kindern als lesbische Paare mit Kindern interpretiert.

Der Familienreport 2010 (BMFSFJ 2010: 35) belegt, dass Kinder fester Bestandteil der Vorstellungen von Familie sind und dass Familie meist nur im Zusammenhang mit heterosexueller Ehe gedacht wird: Auf die Frage „Was verstehen Sie unter einer Familie?“ kreuzten 95 % der Befragten „ein verheiratetes Ehepaar mit Kindern“ an (Mehrfachnennungen waren möglich). Die Antwortmöglichkeit „ein unverheiratet zusammenlebendes Paar ohne Kinder“ wählten 17 % und „zwei Männer oder Frauen in einer festen Lebensgemeinschaft“ 15 % der Befragten.

### 2.1.2 Ein Kind braucht Mutter und Vater

Eine solche Aussage beruht auf zwei Annahmen: erstens, dass Väter und Mütter aufgrund ihres biologischen Geschlechts als Männer und Frauen verschiedene Einflüsse auf ein Kind ausüben und zweitens, dass ein Kind beide Arten von Einflüssen für die Persönlichkeitsentwicklung brauche. Hier werden Vorstellungen von Männlichkeit bzw. Väterlichkeit und Weiblichkeit bzw. Mütterlichkeit bemüht. In einer modern verpackten Version wird Mütterlichkeit als Fähigkeit zum Zuhören, Einfühlen, Beschützen und Versorgen verstanden. Väterlichkeit ergänzt dies dann um die Fähigkeit und Bereitschaft zum Unterstützen, Ermutigen, Fördern und Fordern.<sup>3</sup> Auch wenn Mütterlichkeit und Väterlichkeit eigentlich nicht an das biologische Geschlecht gekoppelt sein müssen, erinnert die Beschreibung doch stark an tradierte Vorstellungen von „Geschlechtscharakteren“.<sup>4</sup>

Die Vorstellungen von Mutter und Vater basieren auf den Annahmen von zwei klar unterscheidbaren Geschlechtern, die sich ausschließen (Zweigeschlechtlichkeit) und auf der Annahme von Heterosexualität als natürlich, normal und überlegen (Heteronormativität). Beide stützen einander. „Dem Gedanken der Zweigeschlechtlichkeit liegt eine heterosexuelle Matrix zugrunde und der Gedanke der Heterosexualität basiert auf der Annahme der Zweigeschlechtlichkeit.“ (Hartmann 2011: 9)

Wie wichtig nun der Einfluss von Männlichkeit und Weiblichkeit auf die Entwicklung eines Kindes bewertet wird, hängt oftmals vom (politischen) Standpunkt ab. Studi-

en belegen jedoch, dass die Abwesenheit eines Vaters oder einer Mutter „per se nichts über die zu erwartende Richtung des Sozialisationsprozesses der Kinder aus(sagt)“ (Peuckert 2007: 43). Stattdessen ist „das beobachtbare und subjektiv erlebte Zusammenleben der Familienmitglieder (...) entscheidend für Entwicklung und Wohlbefinden der einzelnen Familienmitglieder“ (Gloger-Tippelt 2007: 158). Dabei spielen also weder das Geschlecht der Familienmitglieder noch die Art der Verwandtschaft (soziale oder biologische Verwandtschaft) die entscheidende Rolle. Dies sind jedoch Befunde, die dem dominanten Bild einer Kleinfamilie entsprechend der heterosexuellen Norm entgegenzustehen scheinen. Aus dem Bild der Kleinfamilie resultieren die folgenden Vorstellungen.

### 2.1.3 Homosexualität und Familie schließen sich aus

Beim Thema „Homosexualität und Familien“ denken viele Menschen an Eltern von jugendlichen (und jungen erwachsenen) Homosexuellen. Es zeichnet sich jedoch in jüngster Zeit eine große Veränderung ab. Denn gleichgeschlechtliche Familien (sogenannte Regenbogenfamilien) rücken verstärkt in das Bewusstsein und in die Angebotsstruktur von sozialen Einrichtungen. In der öffentlichen Diskussion wird das Thema stark polarisiert behandelt, weil homosexuelle Elternschaft das tradierte, eingeschränkte Familienbild grundlegend verunsichert. Neben Familienbildern und Vorstellungen von Elternrollen fließen auch Vorstellungen von Homosexualität in die Diskussion ein. Dies beinhaltet beispielsweise Ideen wie „Homosexuelle wollen aus egoistischen Gründen Kinder, nicht um des Kindeswohls willen“ und „der natürliche und damit richtige Weg, Kinder zu bekommen, ist in einer Partnerschaft von Mann und Frau“.

Auch diese Vorstellungen basieren auf Zweigeschlechtlichkeit und bemühen eine heterosexuelle Matrix. Sie untermauern Heteronormativität und werten nicht-heterosexuelle Lebensentwürfe ab. In ihrer Folge werden die oben vorgestellten Szenen selten als gleichgeschlechtliche Familien interpretiert oder mit dem Thema „Familien und Homosexualität“ in Verbindung gebracht.

<sup>2</sup> Auf die Interpretation als „Migrationsfamilie“ gehen wir im Kapitel 5 ausführlich ein. <sup>3</sup> So Hans-Joachim Maaz in seinem Beitrag „Mütterlichkeits- und Väterlichkeitsstörungen und ihre Folgen für die Entwicklung von Kindern“, siehe: [http://www.familie-ist-zukunft.de/seite/wp-content/uploads/2010/06/maaz\\_2010.pdf](http://www.familie-ist-zukunft.de/seite/wp-content/uploads/2010/06/maaz_2010.pdf) (Zugriff vom 18.09.2013). <sup>4</sup> Karin Hausen (1976) zeichnete im Rahmen einer „Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas“ die Herausbildung und Verwendung des Begriffs „Geschlechtscharakter“ und das damit verbundene System von Aussagen und Normen nach.

### 2.1.4 Migrationsfamilien sind anders als Familien ohne Migrationshintergrund

Als „anders“ werden Migrationsfamilien z. B. hinsichtlich ihrer Größe, Werteorientierung und des intergenerativen Zusammenhalts imaginiert. Zwar weisen einige Statistiken darauf hin, dass in Migrationsfamilien häufiger zwei oder mehr Kinder leben und dass migrantische Haushalte größer sind als diejenigen „alteingesessener Familien“ (Wöllert, Klingholz, Karsch 2011: 80; Keddi et al. 2010: 15f.). Eine Differenzierung nach unterschiedlichen Migrationshintergründen (z. B. EU, Ferner Osten, Südeuropa, Naher Osten oder Afrika) findet jedoch fast ausschließlich in wissenschaftlichen Arbeiten, nicht aber im öffentlichen Diskurs statt. Ebenso werden Veränderungen innerhalb der Generationen von Menschen mit Migrationshintergrund in der medialen Wahrnehmung kaum berücksichtigt. Hier gelten eher die Größe der Haushalte oder Marker im Aussehen (Kleidung, Hautfarbe) als Hinweise auf einen (vermeintlichen) Migrationshintergrund. Im vierten vorgestellten Bild kommen diese Kriterien zusammen, sodass es auf den ersten Blick schnell als „migrantische Großfamilie“ interpretiert wird.

Hinter diesen öffentlich dominanten Bildern über Familie und Migration stehen Vorstellungen von stärkerer Traditionalität von Migrationsfamilien im Gegensatz zu den „modernen“ „einheimischen“ Familien. Traditionalität ist hier assoziiert mit kollektiver Orientierung statt Individualisierung, starren Geschlechtervorstellungen, z. B. Arbeitsteilung nach Geschlecht (Vater ist erwerbstätig, Mutter zuständig für Betreuung und Erziehung), stärkerer Religiosität, Bildungsferne usw. In diese Reihe gehört auch die Vorstellung von Migrantinnen und Migranten als homophob. Solche pauschalen und stereotypen Vorstellungen gehen jedoch ebenso an der Vielfalt von Lebenswelten und gelebten Einstellungen vorbei, wie es ein Familienbild tut, das eine Mutter-Vater-Kind-Familie als die eigentliche Norm ansieht.

### 2.1.5 Bilder und ihre Effekte

In der Sozialen Arbeit haben all diese Vorstellungen über Familie, über Hetero- und Homosexualität, über Migration, über Geschlecht usw. im Zweifelsfall die Konsequenz, dass Klientinnen und Klienten nicht die Unterstützung finden, die sie suchen. Die Gründe dafür sind vielfältig, unter anderem: die Befürchtung, etwas Falsches, Verletzendes zu sagen oder das Klientel zu verschrecken; die Unsicherheit, sich nicht genügend auszukennen; aber auch die Idee, etwas nicht zu sehr zu betonen, sondern es genau wie alle anderen familiären Anliegen und Themen zu behandeln. Diese Gründe gilt es ebenso zu reflektieren, wie die Bilder im Kopf, die ihnen zugrunde liegen. Denn andernfalls bleiben Kompetenzen von Fachpersonal und Themen der Einrichtungen unsichtbar und Fragen von Klienten unausgesprochen

und unbeantwortet. Mit größerer Sichtbarkeit hingegen geht größere Akzeptanz einher, und für Klientinnen und Klienten sinken die Zugangsschwellen zu den bestehenden Bildungs- und Beratungsangeboten.

## 2.2 Stereotype und Vorurteile | Jenny Roth & Melanie C. Steffens

Im sozialen Leben müssen wir oft andere Menschen einschätzen, die wir nur wenig kennen. Gerade bei der Arbeit im sozialen Bereich ist es wichtig, Personen richtig einzuschätzen, um ihnen die Angebote bereitzustellen, die sie benötigen, und um dafür zu sorgen, dass niemand Schaden nimmt. Dieses Kapitel soll Sie dahingehend sensibilisieren, wann und wie vorgefertigte Meinungen über soziale Gruppen und deren Mitglieder unser Urteil und Verhalten beeinflussen und wie sich diese Meinungen auf das Erleben und Verhalten von denjenigen auswirken, die davon betroffen sind. Am Ende stellen wir spezifische Stereotype und Vorurteile gegenüber Lesben und Schwulen vor.

Egal an welche Gruppe von Menschen wir denken, seien es Migrantinnen und Migranten, Homosexuelle oder Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter – sofort erscheinen Merkmale von Mitgliedern dieser Gruppe vor unserem geistigen Auge und wir empfinden Abneigung oder Wohlwollen. Die Merkmale, die wir über Gruppen von Menschen im Gedächtnis gespeichert haben, werden als Stereotype bezeichnet (Hilton, von Hippel 1996; Lippmann 1922). Stereotype sind also sozial geteilte Wissensstrukturen, die Information über die Merkmale einer Gruppe und ihrer Mitglieder enthalten. Vorurteile beziehen sich auf die positive oder negative Bewertung dieser Gruppe und ihrer Mitglieder (Dovidio et al. 2010). Ein Vorurteil ist also eine (Vor-)Einstellung gegenüber einer Gruppe. Besonders fallen Vorurteile auf, wenn sie negativ sind: z. B. eine Antipathie gegenüber einer Person aufgrund ihres Körpergewichts oder Abneigung gegenüber einer Person aufgrund ihrer sexuellen Orientierung. Bestehen vorrangig negative Vorurteile gegenüber Mitgliedern einer Gruppe, sprechen wir von stigmatisierten Identitäten. Dennoch gelten auch positive Einstellungen gegenüber Gruppen als Vorurteile. Frauen beispielsweise werden oft als beschützenswert bewertet. Diese positive Einstellung gegenüber Frauen verstärkt allerdings ihre unterlegene Rolle gegenüber Männern in der gesellschaftlichen Hierarchie. Somit können auch positive Vorurteile dazu beitragen, bestehende Statusunterschiede zwischen Gruppen zu rechtfertigen und zu erhalten (Jost, Banaji 1994). Stereotype und Vorurteile haben gemeinsam, dass sie sich auf soziale Gruppen und deren Mitglieder beziehen, ungeachtet der individuellen Eigenschaften und Unterschiede zwischen Gruppenangehörigen.

Der Sinn und Nutzen von Stereotypen und Vorurteilen besteht darin, dass sie die Informationsverarbeitung erleichtern und schnelle Entscheidungen und Handlungen ermöglichen. Die reine Anzahl an Individuen, denen wir an einem Tag begegnen in Relation zu der Zeit, die uns zur Verfügung steht, macht es unmöglich, uns über alle Personen Urteile auf der Basis individueller Eigenschaften zu bilden, bevor wir handeln. Die Gruppierung von Menschen anhand einfach erkennbarer Merkmale und die Stereotype sowie Vorurteile sind nützlich, da sie den urteilenden und handelnden Personen Zeit und Energie ersparen (Blair, Judd, Fallman 2004; Correll et al. 2002). Wann und wie beeinflussen Stereotype und Vorurteile die menschliches Urteilen und Verhalten?

### 2.2.1 Aktivierung und Anwendung von Stereotypen und Vorurteilen

Damit Stereotype und Vorurteile einen Einfluss auf die Einschätzung einer Person ausüben können, muss die Betrachterin oder der Betrachter ein semantisches Urteil über die Person treffen wollen. Hierbei genügt beispielsweise das sehr einfache Ziel der Unterscheidung einer Person von einem leblosen Objekt, um Stereotype gegenüber dieser Person zu aktivieren (Macrae et al. 1997). Da es in Alltagssituationen und insbesondere in der Sozialen Arbeit oftmals darum geht, Menschen einzuschätzen und somit also um komplexe semantische Urteile über Personen, ist die Wahrscheinlichkeit der Aktivierung von Stereotypen groß.

Studien geben außerdem Hinweise darauf, dass aktivierte Stereotype Urteile über Personen beeinflussen, selbst wenn die Urteilenden nicht bemerken, dass bei ihnen Stereotype aktiviert wurden: Patricia Devine (1989) präsentierte einigen Personen Stereotype über eine Gruppe von Menschen (Afroamerikaner). Andere Personen konfrontierte sie hingegen mit neutralen Wörtern, die keine Stereotype für die entsprechende Gruppe waren. Da die Wörter unter der bewussten Wahrnehmungsschwelle präsentiert wurden, konnten die Personen diese Wörter nicht bewusst wahrnehmen. Im Anschluss lasen die Personen Ereignisse im Tagesverlauf eines Mannes, der Donald hieß, und sollten ihn daraufhin beurteilen. Die Beschreibung enthielt keine Information über Donalds Gruppenzugehörigkeit, und die beschriebenen Ereignisse waren uneindeutig in Bezug auf eine negative Eigenschaft, die Teil der stereotypen Wissensstruktur über Afroamerikaner ist: seine Feindseligkeit. Dennoch schätzten die Personen, die zuvor mit Wörtern konfrontiert wurden, die Stereotype unbewusst aktivierten, Donald feindseliger ein als diejenigen, denen neutrale Wörter präsentiert worden waren. Diese Befunde weisen darauf hin, dass aktivierte Stereotype sogar unbewusst die Urteile über unbekannte Personen beeinflussen. Bedeutet das nun, dass jede oder jeder im gleichen Ausmaß Stereotype und Vorurteile anwendet?

### 2.2.2 Unterschiede zwischen Menschen in der Anwendung von Stereotypen und Vorurteilen

Das Ausmaß der Stereotyp- und Vorurteilsanwendung wird von verschiedenen Faktoren beeinflusst. Wie weit Stereotype und Vorurteile aktiviert werden, nachdem eine Person als Mitglied einer Gruppe erkannt wurde, hängt in erster Linie davon ab, wie stark sie zuvor gelernt und verinnerlicht wurden. Leben Menschen beispielsweise in einem Umfeld, in dem Frauen die Rolle der fürsorglichen Mutter einnehmen, formen sich stärkere Wissensstrukturen, die Frauen mit diesen Eigenschaften verbinden. Der Grad der Ausprägung kann anhand von Reaktionszeiten in Aufgaben gemessen werden, in denen es lediglich um die Kategorisierung von Bildern und Wörtern geht (für eine deutschsprachige Einführung, vgl. Steffens et al. 2004). Diese Messverfahren sagen tatsächlich das Verhalten gegenüber Gruppenmitgliedern vorher. Insbesondere Verhalten, das wir wenig kontrollieren können, wie die Häufigkeit des Blinzeln oder die Abwendung in der Körperhaltung, wird durch individuelle Unterschiede in den Reaktionszeitaufgaben beeinflusst (Greenwald et al. 2009).

Auch die Motivation, vorurteilsfrei zu handeln, hat Einfluss darauf, inwiefern Personen Stereotypen und Vorurteile anwenden. Insbesondere Menschen, die Vorurteile persönlich ablehnen oder für die Gleichheit ein hoher Wert ist, regulieren den Einfluss von Vorurteilen effizient (Amodio, Devine, Harmon-Jones 2008; Moskowitz et al. 1999; Moskowitz, Li 2011). Demzufolge gelingt es vor allem Personen mit starken intrinsischen Motiven und dem Ziel, vorurteilsfrei einzuschätzen und zu handeln, dem Einfluss von Stereotypen und Vorurteilen entgegenzuwirken. Gibt es auch Umstände, unter denen es Personen im Allgemeinen leichter oder schwerer fällt, vorurteilsfrei zu agieren?

### 2.2.3 Einflüsse der Situation auf die Anwendung von Stereotypen und Vorurteilen

Reaktionszeitmaße sind Aufgaben, deren Ergebnisse weniger beeinflussbar sind als Fragebogenmaße und die automatische Aspekte menschlichen Urteilens messen sollen (Steffens 2004). Selbst wenn Personen angeben, keine Stereotype oder Vorurteile zu haben, zeigen solche Maße, dass sie dennoch Stereotype und Vorurteile aufweisen. Ein wesentlicher Faktor, der es Menschen erleichtert, den Einfluss von Stereotypen und Vorurteilen zu reduzieren, ist die kognitive Kapazität (Zeit, Konzentration usw.), die dafür zur Verfügung steht. Gilbert und Hixon (1991) aktivierten bei Personen Stereotype über Asiatinnen und Asiaten, bevor diese die Aufgabe erhielten, sich anhand einer Beschreibung ein Urteil über eine Asiatin zu bilden. Einige Studienteilnehmerinnen und -teilnehmer waren, während sie der Personenbe-

schreibung zuhörten, durch eine weitere Aufgabe abgelenkt. Diejenigen Personen, die während des Zuhörens abgelenkt waren, schrieben der Asiatin mehr stereotype Eigenschaften zu als diejenigen, die sich völlig auf die Beschreibung konzentrieren konnten. Wenn Menschen also abgelenkt sind, während sie sich einen Eindruck von einer Person bilden, dann schlagen sich Stereotype anschließend stärker in ihrem Urteil nieder, als wenn keine Ablenkung stattfindet. Ein wichtiger Faktor bei der Vermeidung von Stereotypisierung – zusätzlich zur Motivation, vorurteilsfrei zu urteilen – besteht also in ausreichender kognitiver Kapazität, ein individuelles Urteil zu treffen. Demnach laufen wir eher Gefahr, individualisierende Eigenschaften zu vernachlässigen und stärker auf Stereotype zurückzugreifen, wenn wir unter Zeitdruck oder Ablenkung Personen beurteilen müssen, die wir nur wenig kennen. Diese Situationen kommen im Alltag nur allzu häufig vor: Überlastung, Ablenkung, Zeitdruck sind Faktoren, die den Einfluss von Stereotypen und Vorurteilen wahrscheinlicher machen. Was sind gute Strategien, um trotz dieser Bedingungen Stereotypen und Vorurteilen zu begegnen?

#### 2.2.4 Reduzierung von Stereotypisierung und Vorurteilsanwendung

Wenn sich Personen des möglichen Einflusses von Stereotypen und Vorurteilen bewusst sind, ausreichende kognitive Kapazität haben und gleichzeitig gewillt sind, Stereotype in ihrem Urteil zu unterdrücken, so gelingt es ihnen meistens unmittelbar. Paradoxerweise zeigen diese Personen in darauffolgenden Urteilen aber vermehrte Anwendung von Stereotypen (Macrae et al. 1994). Das gezielte Denken hingegen an Eigenschaften, die dem Stereotyp widersprechen, verringert die Zugänglichkeit von Stereotypen und reduziert ihre Anwendung (Blair, Banaji 1996; Gawronski et al. 2008). Es ist also ratsam, sich während der Beurteilung von Gruppenmitgliedern gezielt Eigenschaften vor Augen zu führen, die nichts mit den Stereotypen zu tun haben oder die den Stereotypen widersprechen.

#### 2.2.5 Konsequenzen von Stereotypen und Vorurteilen für die betroffenen Personen

Wenn Individuen dennoch mit Stereotypen und Vorurteilen, die gegenüber ihnen bestehen, konfrontiert werden, welche Auswirkungen sind bei diesen betroffenen Menschen zu verzeichnen? Neben der systematischen Benachteiligung oder Bevorzugung von Personen aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit bergen Stereotype zusätzlich die Gefahr, sich im Verhalten der stereotypisierten Gruppenmitglieder selbst zu bestätigen. Geben schwule Männer in einem Fragebogen ihre sexuelle Orientierung an und sollen sich anschließend um vier bis sechs Jahre alte Kinder

kümmern, zeigen diese Männer mehr Ängstlichkeit in ihrem Verhalten und weisen schlechtere Fähigkeiten im Umgang mit den Kindern auf als heterosexuelle Männer und als Schwule, die ihre sexuelle Orientierung nicht angegeben haben (Bosson, Haymovitz, Pinel 2004). Allein die Aktivierung eines Stereotyps in einem relevanten Leistungskontext kann dazu führen, dass das Individuum Stereotype bestätigt, indem es sich entsprechend des Stereotyps verhält (Steele & Aronson 1995). Insbesondere zeigen diejenigen Gruppenmitglieder stereotypkonformes Verhalten, denen sowohl die stereotypisierte Gruppe (Martiny et al. 2012) als auch der Fähigkeitsbereich wichtig ist (Appel, Kronberger, Aronson 2011): Gerade diejenigen Personen, denen die entsprechende Aufgabe wichtig ist und die ansonsten besonders gute Leistungen erzielen (Valentine, DuBois, Cooper 2004), zeigen durch ihr Verhalten, dass das Stereotyp zutrifft. Die stereotypisierten Individuen selbst tragen demnach unwillentlich zur Legitimierung und Aufrechterhaltung der Stereotype bei. Wie reagieren nun die negativ stereotypisierten Gruppenmitglieder auf die Benachteiligung und die negativen Erfahrungen, die sie erleben?

#### 2.2.6 Reaktionen von betroffenen Personen auf Stigmatisierung

Im Alltag häufig Vorurteilen und Diskriminierung ausgesetzt zu sein, kann das positive Bild der eigenen Person gefährden und infolgedessen dem individuellen Wohlbefinden schaden (Tayler, Brown 1988). Eine mögliche Strategie, mit Vorurteilen und Diskriminierung umzugehen, besteht darin, die negativen persönlichen Konsequenzen als eine Ursache von Vorurteilen und Diskriminierung selbst zu sehen und nicht als persönliches Versagen (Crocker, Major 1989). Eine andere Strategie als Reaktion auf wiederholt schlechte Erfahrungen besteht darin, die Relevanz des negativ stereotypisierten Bereichs abzuwerten (Schmader et al. 2001). Das hat zur Folge, dass die Bereiche, in denen negative Vorurteile gegenüber Gruppenmitgliedern bestehen, nicht mehr wichtig für deren Selbstbild sind. Beispielsweise finden es Frauen dann nicht mehr relevant, gut in Mathematik zu sein oder eine Karriere als Führungsperson zu machen (vgl. von Hippel et al. 2005). Beide Strategien sind insofern nützlich, als sie das positive Selbstbild schützen können, indem entweder negative Erfahrungen auf die Gruppenzugehörigkeit zurückgeführt werden oder weil sie keine Relevanz für das Selbstbild haben. Allerdings bleiben beide Strategien nicht ohne negative Begleiterscheinungen. Personen, die herausstellen, Opfer von Vorurteilen und Diskriminierung zu sein, werden im Allgemeinen wenig gemocht (Kaiser, Miller 2001). Diese Ablehnung wiederum verletzt das Zugehörigkeitsbedürfnis und kann in Ausgrenzung enden. Die Strategie der Vermeidung von Leistungsbereichen, in denen negative Erfahrungen gemacht werden, führt dazu, dass die Anstrengung reduziert wird. Dies wiederum erhöht die Wahrscheinlichkeit,

erneut schlechte Leistungen zu erzielen, sodass eine Abwärtsspirale aus Selbstbildbedrohung, Reduktion von Engagement und Misserfolg entsteht. Im letzten Abschnitt gehen wir genauer auf die spezifischen Stereotype und Vorurteile gegenüber Lesben und Schwulen sowie deren Auswirkungen ein.

### 2.2.7 Stereotype und Vorurteile gegenüber Lesben und Schwulen

Stereotype gegenüber Schwulen und Lesben sind häufig durch eine wahrgenommene Überschreitung von Geschlechtsrollen gekennzeichnet: Viele Menschen nehmen an, Schwule seien femininer als heterosexuelle Männer und Lesben seien maskuliner als heterosexuelle Frauen (Blashill, Powlishta 2009; Kite, Whitley 1996). Männer mit feminineren Gesichtszügen werden eher für schwul gehalten, Frauen mit maskulineren eher für lesbisch (Freeman et al. 2010; vgl. auch Madson 2000). Liegen spezifische dem Stereotyp widersprechende Informationen über eine Person vor, ist der Einfluss des Stereotyps schwächer: Beispielsweise werden schwule LKW-Fahrer nicht für feminin gehalten (Fingerhut, Peplau 2006). Umgekehrt werden aber heterosexuelle Männer, die in traditionellen Frauenberufen, z. B. als Krankenpfleger tätig sind, häufig für schwul gehalten (Harding 2007).

Ein anerkanntes Modell zu Gruppenstereotypen nimmt an, dass stereotypisierte Gruppen anhand der beiden Dimensionen Kompetenz (Durchsetzungsfähigkeit, Zielstrebigkeit usw.) und soziale Zugewandtheit (Freundlichkeit, Gutmütigkeit, Sorge um andere usw.) eingeordnet werden (Fiske et al. 2002). Anhand dieser beiden Stereotypdimensionen wurden Schwule als sozial orientiert, aber wenig kompetent angesehen (ähnlich wie z. B. traditionelle Frauen), während Lesben weder als besonders sozial orientiert noch als besonders kompetent beschrieben wurden (Asbrock 2010; Brambilla, Carnaghi, Ravenna 2011). Unterhalb der Ebene der allgemeinen Gruppierung in Lesben und Schwule gibt es weitere sogenannte Subgruppen, deren Stereotype differenzierter sind. So wurden Schwulen-Subgruppen wie „Künstlertypen“ oder „extrem maskuline Schwule“ aufgezählt (Clausell, Fiske 2005). Zu den Lesben-Subgruppen gehören karriereorientierte Feministinnen, feminine Lesben und maskuline Lesben (Brambilla et al. 2011; Geiger, Harwood, Hummert 2006). Letztere wurden als sehr kompetent, aber wenig sozial orientiert angesehen (ähnlich wie z. B. traditionelle Männer).

Wer stärkere negative (aber nicht positive) Stereotype von Schwulen und Lesben hat, weist gleichzeitig vermehrt Vorurteile gegenüber Lesben und Schwulen auf (Brown, Groscup 2009). Beispielsweise bewerteten diejenigen Personen Schwule und Lesben besonders negativ, die annahmen, lesbische und schwule Beziehungen

seien weniger ernsthaft als heterosexuelle und Lesben und Schwule seien promiskuer sowie materialistischer als Heterosexuelle. Neben einer Teilgruppe der (deutschen) Bevölkerung, die negative Voreinstellungen gegenüber Lesben und Schwulen hat, gibt es heutzutage auch viele Teilgruppen, die hohe Akzeptanz zeigen: beispielsweise jüngere Personen, Frauen und persönliche Bekannte von Lesben und Schwulen (Steffens 2010; Steffens, Wagner 2004; Steffens, Wagner 2009). Diese Akzeptanz ist bei großer sozialer Distanz stärker ausgeprägt (Steffens, Wagner 2004): So fällt es Personen leichter zu akzeptieren, dass ein Arbeitskollege schwul ist, als dass der eigene Sohn schwul ist. Selbst sogenannte implizite Vorurteile (d. h. automatische Bewertungen innerhalb weniger Millisekunden, die mit Reaktionszeitaufgaben gemessen werden, s.o.) gegenüber Lesben sind bei heterosexuellen Studentinnen positiv ausgeprägt (Steffens 2005). Mit anderen Worten: In ihren automatischen Bewertungen zeigen heterosexuelle Studentinnen keine negativere Bewertung von Lesben als von heterosexuellen Frauen. Studien von Morrison und Bearden (2007) verdeutlichen, dass Schwulen eine ganze Reihe von positiven Eigenschaften zugeschrieben werden, z. B., dass sie über guten Geschmack verfügen, „Frauenversther“ sind und weniger vulgär als heterosexuelle Männer. Dennoch herrscht auch in Deutschland weiterhin Heterosexismus vor, indem „grundsätzlich von der Heterosexualität von Menschen (...) ausgegangen wird“ (Steffens, Jonas 2010): Junge Frauen werden beispielsweise gefragt, ob sie einen Freund haben, Männer nach der Freundin, später dann, ob sie verheiratet sind. Durch solche Fragen wird signalisiert, dass Heterosexualität das „normale“ ist, Lesben und Schwule werden zu „den anderen“ gemacht, das heißt es wird gezeigt, dass sie nicht der Norm entsprechen.

Welche Konsequenzen haben solche Stereotype und Vorurteile für Schwule und Lesben? Ein wichtiger Aspekt ist, dass diese Stereotype und Vorurteile früh gelernt werden – auch von Kindern und Jugendlichen, denen erst später bewusst wird, dass sie selbst diesen Gruppen angehören (d. h. vor dem Coming-out). Negative Vorurteile können dadurch Bestandteil der persönlichen Sicht über diese Gruppen sein (internalisiert werden). Demzufolge ist es für viele Lesben und Schwule ein schwieriger Prozess, die negative Gruppenzugehörigkeit in ihr eigenes Selbstbild zu integrieren (vgl. Cass 1996). Zudem bewirken internalisierte negative Vorurteile über Gruppen, denen man sich selbst zugehörig fühlt, erheblichen Stress (Hatzenbuehler et al. 2009; Meyer 2003). Wer sich negativ stereotypisiert fühlt, fühlt sich auch machtlos und in sozialen Interaktionen gehemmt (Cook, Arrow, Malle 2011).

Welche Konsequenzen haben Stereotype von Lesben und Schwulen für andere Menschen? Stereotype von Lesben und Schwulen beeinflussen die Wahrnehmung

und Erinnerung von Personen. Wenn Personen von jemandem zu wissen meinen, dass er schwul ist, bilden sie sich einen Eindruck von ihm, der im Einklang mit ihren Stereotypen steht: Sie nehmen ihn beispielsweise als schwächer, femininer und emotionaler wahr als dieselbe Person, wenn sie angeblich heterosexuell ist (Weissbach, Zagon 1975). Dieser Mechanismus verdeutlicht, wie Stereotype aufrechterhalten werden. Ebenso wird das Verhalten einer Frau als eher „typisch lesbisch“ erinnert, wenn im Nachhinein die Information gegeben wurde, dass die Frau lesbisch sei (Snyder, Uranowitz 1978). Eindrücke von Schwulen, Lesben und Bisexuellen sind vor allem dann von Stereotypen geprägt, wenn es (mehrdeutige) Anhaltspunkte dafür gibt (Mohr, Israel, Sedlacek 2001; Mohr et al. 2009; Lilling, Friedman 1995). Ein Alltagsbeispiel dazu: Wir würden uns vielleicht ein ähnliches Bild von einem schwulen und einem heterosexuellen Mann machen, den wir kennenlernen. Sobald wir aber hören, dass er auf einer Party oder beim Shoppen war, wird das Bild des Schwulen in Richtung des Schwulenstereotyps verzerrt, das Bild des Heterosexuellen hingegen verändert sich nicht. Angehörige stigmatisierter Minderheiten laufen somit häufig Gefahr, nolens volens Stereotype zu bestätigen.

Studien zeigen außerdem ein sehr negatives Stereotyp, für das es keinerlei Grundlage gibt: Schwule werden bei gleicher objektiv vorliegender Information eher mit sexuellem Kindesmissbrauch assoziiert als heterosexuelle Männer (Stawiski, Dykema-Engblade, Tindale 2012; Wiley, Bottoms 2009). Heterosexuelle Männer sind jedoch vor ähnlichen Stereotypen auch nicht gefeit: Eine andere Studie, bei der Teilnehmende Adoptionsentscheidungen fällen sollten, zeigt, dass jugendliche Mädchen bevorzugt einem schwulen Paar zugewiesen wurden, weil hier weniger Gefahr für sexuellen Missbrauch gesehen wurde als bei heterosexuellen oder lesbischen Paaren (Steffens, Jonas 2010). Diese Studien illustrieren, dass Stereotype, die andere Personen von Lesben und Schwulen haben, weitreichende Konsequenzen für die stereotypisierten Personen haben können.

Zusammenfassend: Menschen können sich von Stereotypen und Vorurteilen gegenüber Lesben und Schwulen – oder gegenüber anderen Gruppen – nicht freimachen. Aber das regelmäßige Infragestellen der eigenen Stereotype und Vorurteile, die Beachtung der Umstände, unter denen wir uns Eindrücke von anderen bilden, und das Bewusstsein darüber, dass unsere Eindrücke täuschen können, helfen gegen ihre unkritische Anwendung. Wie Sie dies ganz individuell und praktisch als Fachperson überprüfen können, wird in den nächsten Kapiteln vorgestellt.

### 2.3 Auswirkungen von Stereotypen auf das Fachpersonal in der Sozialen Arbeit mit Familien | Heiko Reinhold

In schwierigen Entscheidungs-, Krisen- und Konfliktsituationen nutzen viele Menschen eine professionelle Beratungsstelle. Bei Fragen zum Coming-out suchen Menschen, die ihre gleichgeschlechtliche Zuneigung entdecken, meist schwul-lesbische Beratungsstellen auf, in denen sie von anderen Lesben und Schwulen zu Fragen der eigenen sexuellen Identität beraten werden. Hier können die Ratsuchenden davon ausgehen, dass ihnen in ihren gleichgeschlechtlichen Empfindungen eine wertschätzende und akzeptierende Haltung entgegengebracht wird. Die Bürgerrechts- und Selbsthilfebewegungen haben Strukturen geschaffen, die – zumindest in Ballungsgebieten – eine psychosoziale Versorgung für Lesben und Schwule gewährleisten.

Doch Homosexualität ist ein Thema für das gesamte Familiensystem. Angehörige von Homosexuellen benötigen ebenfalls eine adäquate psychosoziale Versorgung. Bei Fragen der Eltern zur sexuellen Orientierung des Kindes müssen auch für sie Beratungsangebote bereitgestellt werden. Des Weiteren benötigen die Partnerin oder der Partner von einem Menschen mit Spätem Coming-out (also nach einer längeren gemeinsamen heterosexuellen Beziehung) qualifizierte Beratung. Die klassischen Familienberatungsstellen bieten sich dafür als gute Adressen an. Jedoch stellt eine angemessene Beratung von Angehörigen Homosexueller die professionellen Beraterinnen und Berater der Familienhilfe vor neue Herausforderungen.

Die Soziale Arbeit, insbesondere die Beratung ist durch Kommunizieren, Interagieren, Verstehen und Verständigen gekennzeichnet. Diese Aspekte sind in der Beziehungsarbeit elementar für einen gelungenen Beratungsprozess. Gelingt diese Beziehungsarbeit nicht, kann die Kommunikation zwischen Beratenden und Ratsuchenden durch Nichtverstehen, Missverstehen oder Nichtakzeptieren von Haltungen und Meinungen ganz scheitern. Kommunikation findet jedoch nicht nur auf der sprachlichen Ebene statt. Gestik und Mimik sowie Körpersprache und Intonation spielen eine bedeutsame Rolle in der Interaktion mit Menschen (nonverbale Kommunikation). Spricht beispielsweise eine Ratsuchende im Beratungsgespräch die Homosexualität ihres Sohns an und die Beraterin zieht skeptisch die Augenbrauen hoch oder hat einen bemitleidenden Blick, wird die Ratsuchende sich nicht akzeptiert oder angenommen fühlen, denn sie meint, eine Distanz und Unsicherheit, vielleicht sogar Ablehnung der Beraterin zu spüren. Dies verhindert eine konstruktive und wertschätzende Auseinandersetzung mit dem Thema Homosexualität.

Ein anderes, nicht direkt ersichtliches Beispiel: Ein Ehemann sucht eine Beratungsstelle auf und berichtet von Partnerschaftskonflikten. Er erzählt, seine Frau habe sich neu verliebt, und er fürchtet nun um die Beziehung. Die Beraterin übersieht die Möglichkeit eines Späten Coming-outs der Ehefrau und zwingt damit den Ehemann indirekt, das Thema selbst anzusprechen. Die Frage der Beraterin nach dem Geschlecht („... in einen Mann oder in eine Frau?“) könnte hier dem Ratsuchenden die nötige Hilfestellung geben. Dabei würden auch weitere Konfliktfelder berücksichtigt und dem Ratsuchenden generell die Offenheit der Beratungsstelle für die Vielfalt sexueller Identitäten signalisiert.

Wie eingangs beschrieben ist die Beziehungsarbeit ein elementarer Bestandteil der Sozialen Arbeit. Damit sind auch in der Beratungstätigkeit alle Aspekte der zwischenmenschlichen (professionellen) Beziehung zu beachten. Jede Form von zwischenmenschlicher Beziehung ist durch die individuelle Wahrnehmung und kollektive Wahrnehmungsmuster geprägt und beeinflusst uns in unserem Handeln. Die Wahrnehmung ist sowohl der Prozess als auch das Ergebnis von Informationsgewinnung und von Verarbeitung von Reizen aus der Umwelt. Subjektiv sinnvolle Gesamteindrücke sind das Ergebnis der Kombination von Teilinformationen und dem bewussten und/oder unbewussten Filtern der Informationen. Die menschlichen Sinne können die Gesamtheit der objektiven Wirklichkeit nicht vollständig aufnehmen. Die Vielfalt der Sinnesreize wird daher gefiltert und mit bisherigen Erfahrungen abgeglichen, eingeordnet und bewertet. Um schnell einen für uns passenden Gesamteindruck zu bekommen, ist das Zuordnen einzelner Teilinformationen automatisiert. Dies geschieht meist unbewusst. Dadurch verharren wir nicht in einer Starre, sondern erkennen und bewahren Handlungsspielräume. Die Filterung der Reize und Informationen erfolgt stereotyp, das heißt in bekannten oder erworbenen Mustern. Stereotype dienen also dazu, die Welt zu kategorisieren und die Flut der Sinnesindrücke verarbeiten zu können.

Als Teilnehmerinnen und Teilnehmer in zwischenmenschlichen Interaktionen haben sich Beraterinnen und Berater sowie Ratsuchende im Laufe ihrer individuellen Sozialisation gleichermaßen Stereotype angeeignet. Doch wie weit gelten unsere jeweiligen Muster, unsere Stereotype? Ist der Gesamteindruck kongruent mit dem des Ratsuchenden? Ohne die Sicht der Ratsuchenden und allein aus Beraterinnen- und Beraterperspektive lässt sich keine Antwort finden. Es kann leicht zu Fehleinschätzungen und damit zu Fehlkommunikation und Misslingen der Beratungssituation kommen, wenn nicht differenziert nachgefragt wird; in der interkulturellen Kommunikation ist dieses Risiko noch größer, weil die durch gesellschaftlich unterschiedliche Sozialisation erworbenen Handlungsmuster die Kommunikation zusätzlich erschweren.<sup>5</sup>

Wichtig ist anzuerkennen, dass auch bei professionellen Beraterinnen und Beratern Stereotype wirken. Sie erleichtern den Einstieg in soziale Interaktionen und dienen als Mittel der Übersetzung von Unbekanntem. Stereotype können aber zum Problem und Hindernis werden, wenn die individuellen (und auch kulturellen) Hintergründe der ratsuchenden Person nicht berücksichtigt werden, sich verfestigen und nicht mehr korrekturfähig sind. Daher sollten die eigenen Überzeugungen und Haltungen, aus denen die Stereotype resultieren, regelmäßig bewusst gemacht und kritisch überprüft werden. Dies lässt sich am folgenden Beispiel des Umgangs mit Homosexualität deutlich machen:

Die zentrale Voraussetzung der Arbeit mit Homosexuellen oder mit deren Angehörigen ist die bedingungslose Akzeptanz von Homosexualität als eine natürliche, der Heterosexualität gleichwertige Variante sexueller Orientierung, die nichts mit Gesundheit oder Krankheit zu tun hat (Sommer 1990). Neben der unbedingten Akzeptanz gleichgeschlechtlich empfindender Menschen und dem einführenden Verstehen in die jeweiligen individuellen Lebensentwürfe gehört eine vertiefte Selbsterfahrung mit den eigenen homoerotischen und den eigenen homophoben Seiten zu den Voraussetzungen für eine hilfreiche und gelungene Beratung mit Angehörigen von Homosexuellen (Wiesendanger 2001). Dies bedeutet aber weit mehr als das „politisch korrekte“ Bekenntnis, dass Homosexualität nun zur „Normalität“ gehöre und keine besondere Rolle in der Beratung spiele. Es ist eben doch ein Unterschied, ob das heterosexuelle Ehepaar ein Kind adoptieren oder die homosexuelle Lebenspartnerschaft ein Kind bekommen möchte. Zumindest für die zukünftigen Großeltern, die sich Beratung zu dem Thema suchen, ist es entscheidend.<sup>6</sup>

Die Fähigkeit, sich in sein Gegenüber hineinzufühlen – also die Fähigkeit zur Empathie – setzt ein Grundwissen über die Lebensumstände und Lebensrealitäten des Gegenübers voraus. Im Falle von homosexuellen Ratsuchenden gehören dazu fundierte Kenntnisse über die Besonderheiten der Sozialisation in einer (oft unreflektierten) heterosexistischen Alltagsrealität. Diese Sozialisation ist meist durch vielfältige Diskriminierungserfahrungen geprägt. Kenntnisse über Lebensformen und die sich daraus ergebenden möglichen Familienkonstellationen kommen hinzu.

Hinter den Stereotypen über Homosexuelle und deren Lebensentwürfe stehen oftmals die bewusst oder unbewusst abgewehrte Infragestellung der eigenen sexuellen Identität und des eigenen Lebensstils. Die anti-homosexuellen Reaktionen fal-

<sup>5</sup> Zum Thema der interkulturellen Kommunikation im Sinne einer Kultursensibilität siehe Kapitel 5 „Homosexualität und Migrationsfamilien“. <sup>6</sup> Siehe Kapitel 4 „Großeltern in Regenbogenfamilien“.

len meist umso massiver aus, je stärker sich jemand durch einen homosexuellen Lebensentwurf provoziert fühlt. Hinzu kommt, wie stark die eigenen unverarbeiteten homosexuellen Empfindungen unterdrückt werden müssen. Stereotype stehen dann nicht nur der beraterischen Empathie im Weg, sondern verhindern auch den konstruktiven Umgang mit dem Beratungsanliegen für den Ratsuchenden und damit auch einen Beratungserfolg.



**Stellen Sie sich die folgenden Fragen, lassen Sie Ihrer Assoziation freien Lauf und sammeln Sie auch Begriffe oder Deutungen, die eben nicht „politisch korrekt“ sind:**

### 1. Welche Stereotype oder Vorurteile kennen Sie gegenüber

- a) Lesben    b) Schwulen    c) Homosexuellen    d) Bisexuellen    e) Heterosexuellen

### 2. Mit welchen Reaktionen des Umfelds haben Menschen mit einem Coming-out zu rechnen?

### 3. Sammeln Sie fünf Begriffe für

- a) „typisch Familie“    b) „typisch homosexuell“

Tauschen Sie sich in der Gruppe über Ihre Assoziationen aus! Welche gemeinsamen Gedanken hatten Sie, oder wo haben Sie andere Denkansätze gefunden? Stimmen Ihre Stereotype und Vorurteile für alle Altersgruppen, Kulturen und sozialen Gruppen überein? Fallen Ihnen Gegenbeispiele ein?

In jedem Arbeitsfeld muss das Fachpersonal in Beratung und Bildung bei der Auseinandersetzung mit Fachwissen und Selbsterfahrung laufend seine Grundhaltung auf Authentizität prüfen, das heißt ob sie auch wirklich ohne Bedingungen zu akzeptieren ist (Rogers 1961). Entsteht im beraterischen Prozess eine Inkongruenz im Verständnis des Beratungsanliegens der beratenden zur ratsuchenden Person, so ist es an der beratenden Person, an diesem Defizit zu arbeiten und auch diesen Schritt den Ratsuchenden transparent zu machen.

Die Beraterinnen und Berater sollten generell und insbesondere beim Thema Homosexualität ihre eigenen Stereotype überprüfen, wie es aus der Antidiskriminierungs- und Bildungsarbeit durch die Ansätze der Vorurteilsbewusstheit und Pädagogik der Vielfalt bekannt ist. Hier stellt sich nun die Frage, wie an die eigenen Stereotype herankommen, wenn sie oftmals unbewusst sind? Bewährt hat sich hier die Reflexion mit Teamkolleginnen und -kollegen oder mit mehreren Personen als Gruppenübung (z.B. Teamsitzung). Dabei sollte die Gruppe nicht allzu groß sein, damit eine geschützte wertschätzende Atmosphäre geschaffen werden kann, in der es erlaubt ist, Stereotype zu formulieren und gemeinsam zu dekonstruieren.

## 2.4 Auf dem Weg zur Regenbogenkompetenz | Ulrike Schmauch

### 2.4.1 Einleitung: Fallbeispiele und Ausgangslage

Eine Sozialarbeiterin berichtet in der Supervision aus ihrer Arbeit im Jugendzentrum<sup>7</sup>: „Als Lena uns gesagt hat: ‚Ich bin lesbisch!‘ – da war das für uns ganz normal. Das Team ist offen, wir haben kein Problem mit Homosexualität. Aber dann hat mich ihre Mutter angerufen. Sie sagte, sie sei total verzweifelt. Lena hätte ihr gesagt, dass sie lesbisch ist, und das hätte sie total geschockt. Das sei ja entsetzlich. Sie müsse es dem Stiefvater sagen, und der werde dann erst recht ausrasten. Was sie nun machen sollte? – Ich sagte der Mutter, dass ich über ihre Frage nachdenken und sie in Kürze zurückrufen würde. Denn ich wusste erst mal keine Antwort. Dann habe ich im Internet gegoogelt: Was tun beim Coming-out und so weiter und sie dann zurückgerufen. Ich weiß ja, die Familie kommt aus Polen, und da tun sie sich schwer mit Homosexualität. Ich habe der Mutter geraten, es nicht ihrem Mann zu sagen, sondern es Lena zu überlassen, ob und wann sie mit ihrem Stiefvater darüber reden will, dass sie lesbisch ist. Am Ende ist es eigentlich ein tolles Gespräch geworden.“

In dem Beispiel wird ein Widerspruch deutlich: einerseits ist Homosexualität<sup>8</sup> für das Team und die Sozialarbeiterin selbst „kein Problem“, andererseits zeigen sich in der konkreten Umsetzung durchaus Schwierigkeiten. Die Sozialarbeiterin hat nicht das Gefühl, auf verfügbares Handlungswissen zurückgreifen zu können – weder in der eigenen beruflichen Erfahrung oder Ausbildung, noch bei den Kolleginnen oder Kollegen des Teams. Da es im Internet viele Websites zum Coming-out gibt, findet sie dort hilfreiche Anregungen für das Gespräch mit der Mutter. Insgesamt geht sie mit der Situation – den Gefühlen der Mutter und der eigenen Unsicherheit – gut um. Die Frage ist aber: Warum hat die Sozialarbeiterin keine Anregung in ihren eigenen professionellen Ressourcen gefunden, sei es im Team, sei es in Ausbildung und Berufserfahrung?

Für den Umgang mit Homosexualität im Alltag Sozialer Arbeit ist dieser Widerspruch nach meiner Erfahrung charakteristisch. Soziale Fachkräfte haben nach eigener Aussage im Umgang mit Homosexualität in der Regel ganz allgemein „kein Problem“, im

<sup>7</sup> Alle Angaben im Fallbeispiel sind anonymisiert, ebenso wie die Angaben in allen weiteren Praxisbeispielen im Text. <sup>8</sup> Die Regenbogenkompetenz bezieht sich insgesamt auf alle sexuellen Minderheiten. In diesem Artikel beschränke ich mich aber darauf, auf Lesben und Schwule einzugehen, da sie die größte Untergruppe darstellen und auch im Mittelpunkt dieses Handbuchs stehen.

Gegenteil, sie ist für sie „ganz normal“; doch gleichzeitig zeigen sich bei ihnen häufig Unsicherheiten und Schwierigkeiten auf der Handlungsebene. Eine Befragung der Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe zur Situation von lesbischen, schwulen und Transgender Kindern, Jugendlichen und Eltern in München ergab, dass die Fachkräfte sich im Umgang mit diesen Klientinnen und Klienten selbst als tolerant, vorurteilsfrei und kompetent einschätzen (vgl. Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen 2011). Die positive Selbsteinschätzung steht jedoch im Kontrast zu Studien, in denen lesbische, schwule und bisexuelle Jugendliche ihrerseits angeben, kaum je Unterstützung durch soziale Fachkräfte erfahren zu haben (exemplarisch: Watzlawick 2004; Mattfeldt, Thiede 2005; Simon 2008; Steffens, Wagner 2009). Der gleiche Befund ergibt sich aus der Analyse von Interviews, die Studierende im Rahmen meiner Seminare zu „Sexueller Orientierung“ an der Fachhochschule Frankfurt am Main durchführten. Darin berichten Lesben und Schwule, Bisexuelle und Transgender verschiedener, auch junger Altersgruppen vielfach darüber, dass sie vergeblich gehofft hatten, von Pädagoginnen und Pädagogen in ihrer Situation wahrgenommen und unterstützt zu werden. Der Kontrast zwischen dem positiven Selbstbild und der Fremdwahrnehmung zeigt, dass es Ratsuchenden nichts nützt, wenn soziale Fachkräfte „im Geheimen“ eine tolerante Haltung in sich tragen, die in der Realität und im Kontakt mit dem Gegenüber unerprobt bleibt. Es kommt darauf an, dass Fachkräfte ihre Position aktiver als bisher zum Ausdruck bringen, dass sie ihre akzeptierende Haltung zur Homosexualität sichtbar und hörbar zeigen und spürbar in kompetentes berufliches Handeln umsetzen.

Da Soziale Arbeit ein Teilsystem der modernen Gesellschaft ist, finden sich in ihr die gleichen Widersprüche im Umgang mit sexuellen Minderheiten wie in der Gesellschaft insgesamt. Nichtheterosexuelle Formen des Begehrens und Zusammenlebens werden heute in Deutschland zum Teil anerkannt – und gleichzeitig immer noch ausgegrenzt und entwertet. Im Zuge der sexuellen Liberalisierung seit den 1960er-Jahren sind einige Benachteiligungen abgebaut worden. Dies gilt für die rechtliche Ebene, für einige Bereiche des Alltagslebens, der Medien und der Popkultur, und für manche Prominente, die sich nun öffentlich zu ihrer Homosexualität bekennen können, ohne dass es ihnen in der öffentlichen Wahrnehmung schadet. Den Verbesserungen steht die Tatsache gegenüber, dass Vorurteile gegen „sexuelle Abweichung“ in vielen sozialen Milieus fortbestehen, sich also nicht einfach im Zuge fortschreitender Modernisierung von selbst aufgelöst haben. Diese Ablehnung ist eng verknüpft mit patriarchalen, strikt polarisierten Geschlechterbildern und mit Vorstellungen von normaler bzw. natürlicher Sexualität. Solche Vorstellungen sind Teil der gesellschaftlichen Heteronormativität, die als integralen Bestandteil immer Homosexualitätsfeindlichkeit enthält. Unterhalb einer liberalen Rhetorik, eines mo-

dernen Toleranzdiskurses (vgl. Maier 2010) bestehen mithin tief sitzende Vorurteile fort, die sich auf sexuelle Minderheiten spürbar negativ auswirken. Aktuelle Untersuchungen machen das Ausmaß sexualitätsbezogener Diskriminierung deutlich (exemplarisch: ADS 2008; Steffens, Wagner 2009; Maier 2010; Dern et al. 2010). Dort wird belegt, dass viele Lesben und Schwule erhebliche Diskriminierung erleiden, sei es in Alltag und Arbeitsleben, sei es in Familie, Religion und Öffentlichkeit. Als Folge sind sie – strukturell und nicht nur ausnahmsweise – gesundheitlich und seelisch erheblichen Belastungen ausgesetzt.

Zwar ist Soziale Arbeit Teil der Gesellschaft und kann nicht insgesamt fortschrittlicher als ihr Kontext sein. Sie muss sich allerdings an ihrem Auftrag und ihrem selbst gesetzten Anspruch messen lassen. Sie hat den gesellschaftlichen Auftrag, auf sozialen Ausgleich und Gerechtigkeit hinzuwirken und Menschen darin zu unterstützen, ihre Grundrechte wahrzunehmen. Sie versteht sich als „Menschenrechtsprofession“ und steht damit in der Pflicht, gegen die Diskriminierung von Individuen und Gruppen tätig zu werden und sich für ihre Teilhabe und Selbstbestimmung einzusetzen. In der Jugendhilfe als Teilbereich der Sozialen Arbeit ist es die Aufgabe sozialer Fachkräfte, dazu beizutragen, Benachteiligungen zu vermeiden und Kinder und Jugendliche vor Gefahren für ihr Wohl zu schützen (vgl. § 1 SGB VIII). Bezogen auf unser Thema heißt das, die Jugendhilfe muss dazu beitragen, junge Menschen, die sich lesbisch, schwul, bisexuell oder transsexuell entwickeln, zu ermutigen und zu stärken und gegen Diskriminierung aktiv zu schützen. Diese Aufgabe beschreibt Timmermanns genauer, indem er zwei Ziele formuliert: „Das erste Ziel betrifft den ‚durchschnittlichen Teenager‘ und könnte mit dem Schlagwort ‚weniger Diskriminierung unter Heranwachsenden‘ umschrieben werden. Das zweite Ziel richtet sich an diejenigen Jugendlichen, die selbst lesbische, schwule oder bisexuelle Gefühle haben. Hier könnte ein mögliches Ziel lauten, den jungen Leuten zu helfen, ihre Gefühle anzunehmen und diesen Gefühlen einen Platz einzuräumen, der mit der sozialen und persönlichen Situation der Jugendlichen vereinbar ist“ (Timmermanns 2008: 268). Diese doppelte Perspektive – der Blick auf die individuellen Mädchen und Jungen ebenso wie auf ihr Umfeld – ist für die Umsetzung in das berufliche Handeln wichtig.

#### 2.4.2 Situationen in der Praxis

Wie kommt das Thema der sexuellen Orientierung in der Sozialen Arbeit vor? Dies soll zunächst an Fallbeispielen gezeigt werden, die in Fortbildungsseminaren mit sozialen Fachkräften oder in der Praxisreflexion mit Berufspraktikantinnen und -praktikanten eingebracht wurden:

**Kindergarten:** Ein Junge spielt am liebsten mit Mädchen, trägt oft Kleider und übernimmt in Rollenspielen gern weibliche Rollen. Die Erzieherinnen wirken eindringlich auf ihn ein: „Du bist doch ein Junge! Du willst doch später ein richtiger Mann sein! Und nicht etwa am Ende schwul werden!“

**Kindergarten:** Eine Gruppe von Vorschulkindern spielt Heiraten und Vater-Mutter-Kind; mittendrin kommt ein Mädchen zur Erzieherin und sagt: „Gell, die zwei können ja nicht heiraten, weil die ja zwei Mädchen sind, stimmts?“

**Kindertagesstätte:** Die Leitung trennt sich von einem Erzieher, gegen den Eltern mit einer Unterschriftenliste vorgegangen waren; ihre Kritik an ihm: „zu weiblicher Touch“.

**Pflege- und Adoptionsvermittlungsstelle eines Jugendamts:** In der Teamsitzung sagt ein Kollege, dass es seiner Meinung nach dem Kindeswohl schaden könnte, wenn ein Kind gleichgeschlechtliche Pflegeeltern habe. Im Team gibt es dazu sehr unterschiedliche Meinungen, und es entsteht eine Kontroverse.

**Schulsozialarbeit:** Die Sozialarbeiterin berichtet, wie oft die Schüler den Ausdruck „schwule Sau“ verwenden und dass sie eigentlich einschreiten möchte, aber nicht weiß, wie: „Ich nehme die Hürde nicht, ich kriege es nicht auf die Reihe, weil mir die sprachlichen Mittel fehlen“.

**Jugendzentrum:** Naima sagt zur Betreuerin: „Ich habe mich in ein Mädchen verliebt. Jetzt bin ich ganz durcheinander. Was heißt das denn jetzt? Das darf doch nicht wahr sein, dass ich lesbisch bin!“

**Jugendwohngruppe:** Die Betreuerin geht in den Raum eines Bewohners, überrascht dabei ihn und einen anderen Jugendlichen beim Austausch sexueller Zärtlichkeiten und läuft zurück in das Teambüro. Sie berichtet: „Wir waren erst mal nur perplex und wussten nicht, was wir tun sollten.“

**Behindertenhilfe:** Ein Betreuer beschreibt, wie er das erste Mal einem jungen, schwer behinderten Mann beim Toilettengang helfen und dessen Penis halten musste. „Das hatte ich noch nie getan. Es hat mich ziemlich aufgewühlt“.

**Beratung:** Ein türkischstämmiger Mann erzählt, dass er nicht mehr weiß, was er machen soll. Seine Eltern drängten ihn schon seit Jahren, endlich zu heiraten. Nun hätten sie die Geduld verloren und eine Ehe arrangiert, die in Kürze geschlossen werden soll. Er sei verzweifelt, denn er liebe schon immer Männer, und die Lage sei nun für ihn ausweglos.

**Wohnheim für ehemals drogenabhängige Frauen:** Im Gemeinschaftsraum sitzt die Sozialarbeiterin mit zwei Bewohnerinnen, Frau A. und Frau B., und sieht mit ihnen zusammen einen Film mit Marlene Dietrich an. Sie weiß, dass Frau A. Beziehungen zu Männern und Frau B. Beziehungen zu Frauen hat. Als im Film Marlene Dietrich eine Frau küsst, sagt Frau A.: „Iiii, wie eklig...!“ Daraufhin steht Frau B. auf und verlässt den Raum.

**Wohnheim für wohnsitzlose Männer:** Ein Mann wird aufgrund seiner Homosexualität in ein Hotel ausquartiert.

**Beratung in der Altenarbeit:** Frau A., als Mann geboren, hat sich „schon immer“ weiblich gefühlt und lebt schon seit langer Zeit als Frau. Nun, mit zunehmendem Alter und der Verschlechterung ihres Gesundheitszustands, hat sie große Ängste davor, als die, die sie ist, in ein „normales Altersheim mit der Pflege und allem“ zu kommen.

In den Praxisbeispielen werden wichtige Punkte deutlich: Fragen der sexuellen Orientierung können in jeder Lebensphase – vom Kindes- bis zum Rentenalter – und in jeder Einrichtung – vom Wohnheim bis zum Jugendzentrum – auftauchen. Fachkräfte können mit Konflikten von Klientinnen und Klienten konfrontiert werden, in denen das Spannungsfeld zwischen individuellen gleichgeschlechtlichen Liebeswünschen und der gesellschaftlichen Heteronormativität erkennbar wird. Auf Seiten der Fachkräfte gibt es Gefühle der Verunsicherung oder der Ratlosigkeit, aber auch normative Reaktionen und schließlich kontroverse Sichtweisen. Hinter diesen Reaktionen stecken oft Normalitätsvorstellungen und Einstellungen zu Geschlechterrollen und Homosexualität, die nur zum Teil bewusst sind. Dies gilt sowohl im Blick auf Klientinnen und Klienten wie auf Kolleginnen und Kollegen.

#### 2.4.3 Zwei Handlungsebenen

Was brauchen nun Einrichtungen, was brauchen soziale Fachkräfte, um angemessen mit sexueller Orientierung umzugehen? Welche Schritte zum gelingenden Umgang mit sexueller Vielfalt und hin zu „Regenbogenkompetenz“ sind möglich? Es nützt auf Dauer wenig, wenn Fachkräfte als Einzelkämpferinnen oder Einzelkämpfer agieren, ohne Rückhalt im Team und bei der Leitung zu haben. Andererseits bewirken die schönsten Erklärungen im Leitbild nichts, wenn sie nicht mit den Gefühlen der einzelnen Fachkräfte und mit ihrem Handeln verbunden werden können (vgl. Schmauch 2008, 2011). Daher macht es Sinn, das Thema auf zwei Ebenen gleichzeitig anzugehen, auf institutioneller Ebene und auf der der beruflichen Fähigkeiten der Fachkräfte, ihrer Haltungen und Kompetenzen.<sup>9</sup>

Auf der Ebene der Fachkräfte geht es darum, durch bestimmte Lernprozesse zum Thema der sexuellen Orientierung eine Handlungssicherheit zu entwickeln. Der Begriff der „Regenbogenkompetenz“ wurde analog zu den Begriffen „Interkulturelle Kompetenz“ und „Genderkompetenz“ gebildet (vgl. Schmauch 2003). Er bezeichnet die Fähigkeit einer sozialen Fachkraft, mit dem Thema der sexuellen Orientierung professionell und diskriminierungsfrei umzugehen. Regenbogenkompetenz setzt sich aus vier Elementen zusammen:

**Sachkompetenz:** Wissen über Lebenslage, Diskriminierung und Ressourcen sexueller Minderheiten

**Methodenkompetenz:** Handlungsfähigkeit und Verfahrenswissen im Bereich sexueller Orientierung

**Sozialkompetenz:** Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit im Bereich sexueller Orientierung

**Selbstkompetenz:** Reflexion eigener Gefühle, Vorurteile und Werte in Bezug auf sexuelle Vielfalt.

Regenbogenkompetenz ist für hetero- wie für homosexuelle Fachkräfte wichtig. Im Bereich der Sachkompetenz bringen lesbische und schwule Fachkräfte oft Wissen über Entwicklung und Ressourcen, Lebenslage und Diskriminierung sexueller Minderheiten mit, das ihre heterosexuellen Kolleginnen und Kollegen sich erst theoretisch aneignen müssen. Auch können gleichgeschlechtlich lebende Fachkräfte im Hinblick auf die Kommunikationskompetenz ihre persönliche Erfahrung als Angehörige einer sexuellen Minderheit in der beruflichen Arbeit verwenden, um Zugang zu Menschen mit Ausgrenzungserfahrungen, z.B. zu lesbischen Klientinnen und schwulen Klienten zu finden. Entsprechend können heterosexuelle Fachkräfte ihrerseits biografische Erfahrungen der Marginalisierung – etwa aus ethnischen oder gesundheitlichen Gründen – verwenden, um empathisch mit lesbischen Klientinnen und schwulen Klienten umzugehen.<sup>10</sup>

Die Selbstkompetenz, die Fähigkeit zur Selbstwahrnehmung und Selbstreflexion, ist für beide Gruppen, hetero- wie homosexuelle Fachkräfte gleichermaßen bedeutsam. Zunächst soll dies für **heterosexuelle Fachkräfte** dargelegt werden. Es ist leicht, sich modern und politisch korrekt zu geben und angeblich überhaupt kein Problem mit Homosexualität zu haben. Schwerer ist es, eigene, auch gemischte Gefühle zuzulassen, Ängste, Wünsche und Ablehnung bei sich wahrzunehmen,

vielleicht auch Neid oder Ärger darüber, dass sich manche Menschen bestimmte Freiheiten „herausnehmen“. Dies spürte z.B. eine Beraterin, die in der Fallreflexion versuchte, ihren inneren Vorbehalten gegenüber einer Klientin auf die Spur zu kommen: „Wenn ich ehrlich bin, habe ich die lesbische Klientin manchmal bedrohlich erlebt. Nach dem Motto: Was erlaubt die sich?! Ein Leben ohne Männer. Ich könnte eine Sehnsucht nach einem Leben mit Frauen entdecken, und das könnte mich wegziehen aus meinem vertrauten Leben“. Indem ihr bewusst wurde, dass sie sich durch die Klientin in ihrer heterosexuellen Identität verunsichert fühlte, konnte sie die eigene Irritation einordnen und sich ihr daraufhin freier und akzeptierender zuwenden.

Das Thema der sexuellen Vielfalt kann Fachkräfte auf mehrfache Weise verunsichern: Es lässt sie oft weniger an besondere Lebensweisen von Menschen denken als vielmehr vorrangig an „das Sexuelle“. Das kann – insbesondere, wenn sie generell wenig geübt sind, Sexualität im beruflichen Alltag wahrzunehmen – Empfindungen zwischen Scham und Erregung, Peinlichkeit und Ekel auslösen und den Fachkräften damit das Gefühl vermitteln, das Thema käme ihnen viel zu nahe. Hinzu kommt, dass der kulturell so lange tabuisierten und verachteten Homosexualität etwas „bedrohlich Anstößiges“ anhaftet, etwas, das verboten und schmutzig, pervers und gestört zu sein scheint. Auch kann nonkonformes Geschlechtsrollenhandeln von Lesben, Schwulen und transgender Personen provozierende Gefühle der Verwirrung auslösen. Nach meinem Eindruck gibt es bei heterosexuellen Fachkräften eine spezifische Sprachbarriere gegenüber homosexuellen Themen und homosexualitätsfeindlichen Schimpfworten, die ich als Ausdruck einer Angst vor kommunikativer und emotionaler Berührung mit Homosexualität verstehe. Diese Scheu scheint mir mit einer Angst vor „Ansteckung“ mit tabuisiertem Sex oder mit dem Stigma des Außenseitertums zu tun zu haben.

Es ist ein Zeichen von Kompetenz, wenn soziale Fachkräfte solche Gefühle und auch innere Verbote bei sich wahrnehmen. Es zeugt von mehr beruflicher Eignung, diese Verunsicherung auszuhalten als sie unter progressiven Floskeln zu verdecken. So können heterosexuell lebende Fachkräfte herausfinden, wie sich neue und offenere Sichtweisen auf sie selbst und ihre beruflichen Beziehungen zu ihren Klientinnen und Klienten auswirken.

<sup>9</sup> Die Handlungsmöglichkeiten auf institutioneller Ebene werden ausführlicher in den Kapiteln 2.5 und 2.6. dargelegt. <sup>10</sup> Siehe hierzu auch das Kapitel 2.5 „Erfahrungen des Fachpersonals in der Sozialen Arbeit“.

Für **nichtheterosexuelle soziale Fachkräfte** gibt es andere Themen im Umgang mit Homosexualität, die der Selbstreflexion bedürfen. Grundlegend ist eine „spezifische Verletzungsoffenheit“ gegenüber entwertenden und sexuell aggressiven Äußerungen von Klientinnen und Kollegen. So beschrieb eine lesbische Sozialarbeiterin, wie ein sehr problembelasteter Klient im Beratungsgespräch mit ihr zu flirten versuchte. Als sie distanziert blieb und auf sein Problem und den Beratungsanlass verwies, schnauzte der Mann sie abschätzig an: „Biste lesbisch oder was!“

Es kann bei Fachkräften die begründete Angst vor antischwuler Gewaltbereitschaft und vor dem Verlust der „männlichen Respektabilität“ geben. Dies beschreibt Michael Schenk in einem ausgezeichneten Artikel über die aggressiver Schwulenfeindlichkeit männlicher Jugendlicher in der offenen Jugendarbeit: „Schwule Mitarbeiter schweigen ebenso wie schwule Jugendliche. Sie schweigen und sie tun gut daran“ (Schenk 1996: 53).

Generell müssen sich lesbische und schwule Fachkräfte immer wieder mit dem „Dilemma Unsichtbarkeit versus Sichtbarkeit“ in der Arbeit auseinandersetzen. Beide Alternativen sind ambivalent und müssen stets neu reflektiert und entschieden werden: Unsichtbarkeit kann gewünschter Selbstschutz, notwendige professionelle Distanz, aber auch diskriminierendes Ignoriertwerden bedeuten. Sichtbarkeit kann mit dem Wunsch nach Echtheit und Anerkennung verbunden sein, aber auch mit den Risiken der Bloßstellung sowie einer zu großen Nähe gegenüber Klientinnen und Klienten. Auch nichtheterosexuelle Menschen, mit denen soziale Fachkräfte arbeiten, gilt es, auf ihrem Weg durch das „Dilemma Unsichtbarkeit versus Sichtbarkeit“ sensibel zu begleiten und sie nicht etwa in ein Coming-out zu drängen, dessen Folgen sie möglicherweise noch nicht verkraften können.

Schließlich ist es nach meiner Beobachtung aufgrund des häufigen „Anerkennungsvakuums“ für nichtheterosexuelle soziale Fachkräfte eine Herausforderung, mit erotischen Avancen und innigen Anlehnungswünschen von Klientinnen und Klienten angemessen umzugehen. Ihre erhöhte Bedürftigkeit, anerkannt und geliebt zu werden, kann die Fachkräfte anfällig für Verwicklungen machen und bedarf der aufmerksamen Reflexion. Dieses Thema begegnet mir zum Beispiel bei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Behinderten- und der Drogenhilfe sowie der Aidshilfe.

Es liegt auf der Hand, dass diese Gefühle nur offen und professionell reflektiert werden können, wenn hierfür sehr bewusst ein diskriminierungsfreier, klar akzeptierter Rahmen in Institution, Team und Supervision hergestellt wird. Dann können lesbische und schwule Fachkräfte ebenso wie ihre heterosexuellen Kolleginnen und Kol-

legen ihre jeweils unterschiedlich erforderlichen Selbstkompetenzen weiter entwickeln. Oder anders gesagt, dann können gewissermaßen verschiedene Farben innerhalb der Regenbogenkompetenz sichtbar werden.

Aus dem Bereich der Sozialkompetenz möchte ich das Element der Kommunikation herausgreifen und ein paar Hinweise dazu geben, wie Fachkräfte Fettnäpfchen vermeiden können, wenn sie mit Menschen sprechen, die lesbische, schwule bzw. bisexuelle Gefühle haben oder die sich selbst als lesbisch, schwul bzw. bisexuell bezeichnen. Die Gefühle und Selbstbezeichnungen sollten nicht infrage gestellt werden („Wie erklärst du dir, dass du lesbische Gefühle hast? Warum sind Sie schwul?“). Die Situation sollte nicht banalisiert („Das ist eine Phase.“) und ebenso wenig dramatisiert werden („Wie schwer ist das für Sie?“). Es ist nützlich, Befürchtungen und Misstrauen dieser Klientinnen und Klienten anzusprechen, da es wahrscheinlich ist, dass sie hinsichtlich ihrer sexuellen Orientierung bisher auch schlechte Erfahrungen mit Reaktionen im persönlichen und sozialen Umfeld gemacht haben. Bisexuell-, Lesbisch-, Schwulsein sollte man gelassen positiv sehen – als eine Möglichkeit, ein gutes Leben zu führen, Liebe und Sexualität zu erleben. Zugleich ist es wichtig, Menschen mit gleichgeschlechtlichen Lebensweisen oder Gefühlen das Recht auf Probleme zuzugestehen. Gut ist, wenn Fachkräfte Elemente von Coaching anbieten, so etwa im Umgang mit Selbstwertproblemen, mit verinnerlichter Homosexualitätsfeindlichkeit, Homonegativität und Coming-out-Aufgaben. Dazu gehört auch – und hier ergibt sich eine Verbindung zur Sachkompetenz –, Kenntnisse über die aktuelle Rechtslage, über die regionale lesbisch-schwule Subkultur, Gruppierungen und Selbsthilfeangebote und zu medialer Vernetzung zur Verfügung stellen zu können. Oder kundig weiter zu verweisen, wenn man selbst nicht helfen kann.

#### 2.4.4 Schluss

Im Blick auf Regenbogenkompetenz steht die Soziale Arbeit heute da, wo sie hinsichtlich der Gender- und der Interkulturellen Kompetenz vor rund 20 Jahren stand. Die berufliche Fähigkeit, mit dem Geschlechterthema und mit interkultureller Öffnung konstruktiv umzugehen, ist inzwischen als notwendiges Element der sozialarbeiterischen Fachlichkeit allseits anerkannt. Demgegenüber muss die Soziale Arbeit noch viel tun, um einen inklusiven Umgang mit lesbischen Klientinnen und schwulen Klienten selbstverständlich werden zu lassen. Im Beitrag wurden Elemente genannt, die zu dieser notwendigen Weiterentwicklung beitragen können.

## 2.5 Erfahrungen des Fachpersonals in der Sozialen Arbeit

Ilka Borchardt & Heiko Reinhold



### Das Betriebsfest

Die Gruppenmitglieder erhalten je eine Spielkarte, die sie vor den anderen geheim halten sollen. Eine Hälfte der Gruppe hat die Aufgabe, im folgenden Zweiergespräch alle Hinweise auf die eigene sexuelle Identität zu verschweigen. Die andere Hälfte der Gruppe soll den

Partner oder die Partnerin in diesem Gespräch so gut wie möglich auch auf einer persönlichen Ebene als neuen Kollegen oder neue Kollegin kennenlernen. Das Gespräch dauert mindestens 10 Minuten.

Fortbildungen wirken nachhaltig, wenn das vermittelte Wissen auch praktisch umgesetzt werden kann. Dazu muss die Fortbildung nicht nur Erfahrungen aus der Praxis aufgreifen. Die Fachleute sollten aber auch die Erfahrungen aus der Fortbildung verinnerlichen. Hier geben wir Ihnen einen Einblick in die Erfahrungen von Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus unseren Fortbildungen.

### 2.5.1 Perspektivwechsel

„Da hatte ich die A-Karte und merkte dann erst mal, wie anstrengend das wirklich ist“, meinte ein Teilnehmer einer teaminternen Fortbildung in der Feedbackrunde. Die wörtliche Beschreibung „A-Karte“ bezog sich auf seine Rolle in einem Rollenspiel zum Perspektivwechsel, das als Gespräch zwischen zwei Kollegen bzw. Kolleginnen im Team stattfand. Seine Aufgabe war mit „A“ markiert, die seiner Gesprächspartnerin mit „B“. Auch wenn das Wortspiel nicht beabsichtigt war, erwies sich die Aufgabe für den Teilnehmer als die sprichwörtliche A-Karte. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Rollenspiels erleben am eigenen Leib die Anstrengung, einen Teil der Identität verstecken zu müssen, die vielfältigen Fallstricke und Inkonsistenzen in erfundenen Geschichten und die Erleichterung, irgendwann in die wahre Identität zurückkehren zu können und nichts mehr verheimlichen zu müssen. Und sie erfahren, in wie viele Bereiche das Thema sexuelle Identität hineinreicht und wie weitreichend die Auswirkungen eines scheinbar so kleinen Aspekts des Selbstverständnisses sind. Diese Erfahrung beschreibt einen Perspektivwechsel, wie ihn Vorträge, Artikel oder anderes kognitiv erfasstes Wissen nur schwer vermitteln können.

Dabei steht nicht die Frage im Vordergrund, warum man meint, etwas verheimlichen zu müssen. Es geht lediglich um diese Erfahrung, die der Teilnehmer in dem zunächst unbewussten Wortspiel mit „A-Karte gezogen“ beschrieb. Die Intensität seines damit verbundenen Aha-Erlebnisses war in der Feedbackrunde für alle spürbar. Ein entscheidender Aspekt für ihn war die ganz **persönliche** Erfahrung des Perspektivwechsels. Bei aller Professionalität als Psychologin und Beraterin, trotz der langjährigen Berufserfahrung in diesem Bereich und der eigenen Lebenserfahrung war ihm als heterosexuellem Mann dies vorher so nicht geschehen.

Selbst einmalig durchgeführt wirkt eine Übung wie diese nachhaltig. Wenn man sich darauf einlässt und dies zusammen mit den professionellen Kompetenzen für sich reflektiert, bleibt die Erfahrung erhalten. Der Teilnehmer beschrieb dies ungefähr so: „Ich weiß noch nicht genau wie, aber ich weiß, dass ich ab jetzt dem Thema sexuelle Identität gegenüber offener und sensibler sein werde. Ich kann mich jetzt viel besser in Menschen hineinversetzen, für die Coming-out ein Thema sein könnte. Und das hat mit Sicherheit Auswirkungen auf meine Beratung.“

### 2.5.2 Übersetzung

„Das kommt mir bekannt vor, das ist doch zum Teil wie bei Trennungskindern! Aber dann sind da doch ein paar Unterschiede.“ Diese und ähnliche Aussagen haben wir immer wieder gehört. Auch das ist ein persönliches Aha-Erlebnis, wenn auch weniger auf der emotionalen, sondern eher auf der kognitiven Ebene.

Gerade das Fachpersonal in unseren Fortbildungen formulierte immer wieder das Bedürfnis nach mehr Wissen, um sicher mit den verschiedenen Klientinnen- und Klientenanliegen umgehen zu können. Fachleute wissen aber auch, dass man nie auf alles vorbereitet sein kann. Wissenschaftlich fundierte Hintergrundinformationen können unterstützen. Sie reichen jedoch in der Regel nicht aus. Außerdem gibt es bislang zu vielen Aspekten des Themas Homosexualität und Familien zu wenige Forschungsergebnisse.

In diesem Fall hilft Übersetzung in bekannte Themen. „Übersetzung“ geht hier über die Fähigkeit hinaus, „das theoretisch angeeignete Wissen in Handlungswissen zu

Ergebnisse der ersten deutschsprachigen Studie über Umgangsweisen mit einem Späten Coming-out aus der Perspektive von Angehörigen finden Sie in diesem Buch im Kapitel 3. Informationen über Herausforderungen für Großeltern in Regenbogenfamilien haben wir im Kapitel 4 zusammengestellt. Das Thema Homosexualität und Migrationsfamilien wird im Kapitel 5 vorgestellt. Weitere Informationen und Arbeitsmaterialien zu Migrationsfamilien finden Sie auch auf der Website: [www.migrationsfamilien.de](http://www.migrationsfamilien.de)



transformieren“ (Ebert 2008: 29). Sie darf sich auch nicht auf die bloße Übertragung von Neuem in bekannte Kategorien beschränken, sondern muss stattdessen die Besonderheiten und Unterschiede zwischen Neuem und Bekanntem beachten. Für die Praxis heißt das z.B.: Einige Probleme von Partnerinnen oder Partnern und Kindern von spätgeouteten Homosexuellen ähneln denen in einer Trennung oder Scheidung ohne Spätes Coming-out. Die Unterschiede sowie die Erschütterungen der bis dahin unhinterfragten eigenen Sexualität dürfen dabei nicht ignoriert werden. In der Arbeit mit Migrationsfamilien oder Großeltern in Regenbogenfamilien bedeutet Übersetzung dann zum Beispiel, bekannte Ausgangspunkte für die gemeinsame Arbeit mit Klientinnen und Klienten und neue Anknüpfungspunkte für die ressourcenorientierte Auseinandersetzung mit den Herausforderungen für die Angehörigen zu finden.

Übersetzung bedeutet also das Erkennen und die Nutzbarmachung von Ähnlichkeiten bei gleichzeitiger Sensibilität und Bewusstmachung von Unterschieden. Notwendig dafür ist die Reflexion und Kontrastierung von „Handlungswissen“ und „Wissenschaftswissen“ (Ebert 2008: 37), also aus der Praxis gewonnenen Erfahrungen und von den Wissenschaften generiertem Wissen. Übersetzung in diesem Sinne ermöglicht es Fachleuten, mit ihren Kompetenzen und ihrem bestehenden Wissen Unsicherheiten im Umgang mit Homosexualität zu überwinden, Wissenslücken stetig zu schließen und „sich auf die komplexe Lebenswirklichkeit ihrer Klientel einzulassen und sie als solche wahrzunehmen“ (Ebert 2008: 31). Übersetzung berücksichtigt das Verhältnis zwischen Wissen und Können. Sie beinhaltet stets Reflexion und Austausch.

### 2.5.3 Irritation als Chance (für Austausch)

„Was war denn das?“ und „Wie kann das passieren?“ markieren als Fragen den Beginn eines Reflexionsprozesses. Im Dialog geben die Antworten darauf Anregungen zum Weiterdenken, zum Aussortieren früherer Überlegungen und zur Selbstvergewisserung. Dennoch fallen sie nicht immer leicht: Zeitdruck und geringe personelle Ressourcen bilden strukturelle Hindernisse zum Beispiel für kollegialen Austausch über diese Fragen. Zeitlich gesehen ist Reflexion meist eine Handlung im Nachhinein. Daneben gibt es aber auch das Problem, dass im Zentrum des Reflexionsprozesses teilweise unbewusste Themen stehen. „Diese „blinden Flecken“ gilt es durch einen Perspektivwechsel im Dialog zu erschließen“ (Ebert 2008: 40).

Wahrnehmbar sind solche blinden Flecken z.B. als Irritationen. Sie sind Hinweise darauf, dass Selbstverständliches verunsichert und nicht mehr selbstverständlich ist. Dies wurde auch in unseren Fortbildungen sichtbar.



### „Was denken Sie als...?“

**Vorbereitung:** Der Übungsraum wird durch eine imaginäre Linie und sichtbar durch Schilder (beschriftete A4-Blätter o.ä.) geteilt in eine Hälfte „ich stimme zu“ und die zweite Hälfte „ich stimme nicht zu“. Der Raum sollte groß genug sein, damit die Teilnehmenden (TN) sich darin bewegen können. Im Zweifelsfall kommt auch ein Flur infrage, der breit genug ist. Die Teilnehmenden erhalten im Vorfeld Rollen (auf Papierkärtchen mit demografischen Angaben) als Menschen mit verschiedenen Migrationshintergründen, die sie für diese Übung übernehmen sollen.

**Wichtig:** Die Workshop-Leitung (WL) weist darauf hin, dass während dieser Übung nicht bewertet und nicht diskutiert werden soll. Diese Übung ist keine Prüfung, bei der etwas „richtig“ oder „falsch“ beantwortet werden kann. Unentschlossene TN sollten sich nach „Bauchgefühl“ positionieren.

**Durchführung:** Die TN stellen sich in einer großen Gruppe in der Mitte des Raumes (auf der imaginären Linie) auf. Die WL liest nun Aussagen über Homosexualität und Homosexuelle vor. Die TN positionieren sich möglichst spontan und ohne lange nachzudenken in der Raumhälfte „Stimme zu“ oder „Stimme nicht zu“ – entsprechend der Meinung der Person, die sie verkörpern. Je nach verfügbarem Zeitrahmen müssen nicht alle Statements vorgelesen werden.

**Auswertung:** Nachdem alle Statements vorgelesen werden, schließt sich eine gemeinsame Reflexionsrunde an. Fiel es den TN leicht oder hatten sie Schwierigkeiten, sich zu positionieren? Woher kommen ihrer Meinung nach diese Schwierigkeiten? Auch hier wird nicht bewertet, es geht um die Erfahrung, Meinungen und Anschauungen von Menschen antizipieren zu müssen, ohne diese Personen genauer zu kennen.

**Effekt:** Dies ist eine Übung der mehrfachen Verfremdung von Stereotypen:

1. Die TN werden gebeten, sich in die Rollen als Menschen mit verschiedenen Migrationshintergründen hineinzufinden. Die Rollen können vorurteilsbehaftet, aber auch differenziert ausgefüllt werden. In jedem Fall wirken jedoch Stereotype über Migrantinnen und Migranten.
2. Die vorgelesenen Statements sind selbst Stereotype und teilweise Vorurteile. Sie haben Einfluss darauf, wie die Rollen ausgefüllt werden.
3. Die TN erfahren die Schwierigkeit, zwischen eigenen und den vermeintlichen Stereotypen ihrer Klientinnen und Klienten zu unterscheiden.

Diese Übung eignet sich zum Einstieg in verschiedene Aspekte des Themas „Homosexualität und Migration“:

- eigene Vorstellungen über Migrantinnen und Migranten
- eigene Vorstellungen über Homosexualität
- die Widersprüchlichkeit und Vielfalt von Vorurteilen über Homosexualität

**Alle Aussagen zum Vorlesen finden Sie unter [www.homosexualitaet-familien.de](http://www.homosexualitaet-familien.de). Hier eine kleine Auswahl, Sie können diese Liste beliebig ergänzen:**

- Homosexualität ist erblich.
- Gleichgeschlechtlich liebende Menschen gibt es überall auf der Welt.
- Homosexualität ist anerzogen.
- Homosexualität entsteht durch Verführung.
- Bei homosexuellen Paaren ist es wie in der Ehe – einer spielt die Frau und einer den Mann.
- Frauen werden lesbisch, weil sie von Männern enttäuscht wurden.
- Schwule und Lesben gab es schon immer. Sie gehören zur Natur dazu.
- Schwule wurden als Jungen zu stark verwöhnt.
- In unserer Kultur gibt es keine Homosexuellen.
- Homosexualität ist heilbar.
- Homosexualität ist eine Sünde.

In der Übung „Was denken Sie als...?“ versetzen sich die Teilnehmenden in die Rolle von Klientinnen und Klienten mit verschiedenen Migrationshintergründen. Während sie am Anfang der Übung noch sehr sicher die Rolle ausfüllten, wurden die Fachkräfte im weiteren Verlauf zunehmend unsicher. Informationen über Migrationshintergrund und Familienstand schienen als immer unzulänglicher, um Aussagen über die zu erwartenden Reaktionen der Klientinnen und Klienten zu treffen. Die Fortbildungsteilnehmerinnen und -teilnehmer nannten zwei Dinge als irritierend: die Ungewissheit über die Ansichten von Klientinnen und Klienten und das wachsende Bewusstsein der eigenen Meinungen über sie.

Eine Verunsicherung kann in der konkreten beruflichen Situation ärgerlich sein. Reflektiert erweist sie sich aber als Ressource: Mit der Verunsicherung verbunden sind der Abschied von Vorannahmen, die Reflexion von Stereotypen, der Abbau von Vorurteilen und damit die Chance, Klientinnen und Klienten als Subjekte, als Individuen mit eigenen Geschichten und Potenzialen wahrzunehmen. Irritation und Verunsicherung machen also den Weg frei für Reflexion und fördern damit nicht zuletzt klientenzentrierte Arbeit.

#### 2.5.4 Fragen

Irritation und Verunsicherung werfen Fragen auf. Fragen sind wichtiger Bestandteil von kollegialem Austausch, Beratungs- und pädagogischer Arbeit. Sie zu stellen beinhaltet, etwas wissen zu wollen, sich z. B. auf die Position des Gegenübers einzulassen, zu versuchen sie oder ihn zu verstehen. Fragen zu stellen fällt manchmal leichter, als Verunsicherungen zuzugeben. Doch sollte auch die Art der Fragen ein Ansatz für Reflexion sein, denn sie können Zuschreibungen vornehmen, die es eigentlich abzubauen gilt, oder können Unsicherheiten ausdrücken und Aspekte betonen, die in einer konkreten Situation eigentlich eine untergeordnete Rolle spielen.<sup>11</sup>

Wir hörten oft Fragen wie „Was mache ich denn nun, wenn eine russlanddeutsche Familie mit einem schwulen Sohn in die Beratung kommt?“, oder „Wie reagieren türkischstämmige Familien auf das Coming-out ihrer Tochter?“. Diese Beispiele sprechen nicht nur für den wichtigen Wunsch nach mehr Wissen. Sie schreiben auch den jeweiligen Gruppen Eigenheiten oder Besonderheiten als Ursache eines Problems zu, sie stereotypisieren also, wenn auch in Frageform. Durch die Betonung dieser Eigenheiten blenden solche Fragen andere möglicherweise hilfreiche Perspektiven aus. Dazu stellten Beraterinnen und Berater in einer Diskussion fest: „Eigentlich führt der Wunsch nach mehr Wissen über alle möglichen Kulturen von Ratsuchenden zu einer Überforderung der Berater, denn er ist unerfüllbar. Man soll-

te doch eher die Klienten fragen, was für sie die wichtigsten Aspekte sind.“ Eine solche Herangehensweise entlastet die Fachkräfte und erkennt die Klientinnen und Klienten als Subjekte mit vielfältigen Hintergründen (nicht nur Migrationshintergründen) an. Diese Erkenntnis findet sich in verschiedenen Konzepten wie Kultursensibilität<sup>12</sup>, Migrationssensibilität (Jagusch et al. 2012: 14f.) oder systemisch-interkulturelle Kompetenz (Radice von Wogau, Eimmermacher, Lanfranchi 2004: 9).

Der Wunsch nach mehr Wissen (oder nach Patentrezepten) kann auch eine Strategie der Fachkräfte im Umgang mit Unsicherheit sein. Wie einige Fachleute erklärten: „Da wurde mir der Zwiespalt ganz deutlich, zwischen professionellem Anspruch und Können und subjektiver Verunsicherung, weil ich das Problem nicht verstand und mir alles fremd vorkam.“ Diese Spannung gilt es auszuhalten. Sie bietet aber auch eine Chance. Denn hier können Fragen helfen, die gleichzeitig auch das Machtgefälle zwischen Fachkraft und Klientel verringern: Fragen nach Wissen, Erfahrung, Strategien und Lösungsvorstellungen der Klientinnen und Klienten. Im kollegialen Austausch sind Fragen nach Informationen, Erfahrungen und Ideen ein Ausgangspunkt für gemeinsame Reflexion.

## 2.6 „Homosexualität und Familien“ als Thema in familienbezogenen Einrichtungen | Ilka Borchardt & Heiko Reinhold

Auf die Frage, inwiefern Institutionen der Familiensozialarbeit auf das Thema sexuelle Vielfalt eingestellt sind, lautet die Antwort oft: „Das ist doch selbstverständlich! Wir denken das Thema mit.“ So auch bei den Teilnehmenden unserer Fortbildungen und den Zuhörerinnen und Zuhörern der Vorträge. Bei genauerem Nachfragen werden die Aussagen unsicher oder widersprüchlich und am Ende einer Veranstaltung tauchen viele neue Fragen auf: Was heißt es denn, sich als Institution für sexuelle Vielfalt zu öffnen? Was ist überhaupt unter sexueller Vielfalt zu verstehen? Es gehört doch zur Professionalität des Fachpersonals, offen für die Vielfalt unter den Klientinnen und Klienten zu sein. Reicht das nicht aus? Muss man jetzt noch für jedes einzelne Merkmal von Vielfalt, auch diversity genannt, extra Fortbildungen machen? Und warum soll das Mitdenken nicht genügen?

<sup>11</sup> Mit Blick auf Machtverhältnisse zwischen Klientin bzw. Klient und Fachkraft erhalten diese Effekte besondere Bedeutung (vgl. Ebert 2008: 44ff.). <sup>12</sup> Siehe hierzu die Ausführungen im Kapitel 5 „Homosexualität und Migrationsfamilien“.

### 2.6.1 Verstehen, Fachwissen sammeln

Deutschlandweit gibt es bislang eine Studie, die sich mit der Situation von lesbischen, schwulen und transgender Kindern, Jugendlichen und Eltern in der Kinder- und Jugendhilfe befasst (Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen 2011). Befragt wurden Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe in München, mit einem Rücklauf von knapp 800 verwertbaren Fragebögen. Gut zwei Drittel kamen von einem öffentlichen Träger und knapp ein Drittel von freien Trägern. Beteiligt haben sich vor allem Fachkräfte, die direkt mit Kindern, Jugendlichen und Eltern arbeiten. Die Befunde dieser Befragung spiegeln unsere eigenen Erfahrungen im Umgang mit dem Thema Homosexualität und Familien in familienbezogenen Einrichtungen wider.

So wurde festgestellt, dass es an ausformulierten Qualitätsstandards zum Umgang mit lesbischen und schwulen Menschen fehlt (ca. drei Viertel der Befragten geben das an), dass Interventionsmöglichkeiten bei homo- und transfeindlichen Ereignissen nicht ausreichend bekannt sind (ca. zwei Drittel der Befragten), und dass spezifisches Fachwissen nicht in ausreichendem Umfang vorhanden ist, aber hilfreich und notwendig wäre. Homosexualität kommt als Thema in der Ausbildung von angehenden Fachkräften nur dann vor, wenn Lehrende sich dafür engagieren. Das Thema ist jedoch selten ein fester Bestandteil in der Ausbildung. Dabei wird in der Umfrage deutlich, wie notwendig das Fachwissen wäre: So sind in jugendspezifischen Orten (Schule, Jugendtreffs usw.) homophobe Vorkommnisse noch weit verbreitet – dieser Aussage stimmten 82,1 % der Befragten zu.<sup>13</sup> Die Aussage, dass homosexuelle Jugendliche in ihren Schulen ein homosexuellenfreundliches Klima vorfinden würden, lehnten 90,1 % ab, und fast 80 % sehen die Familie nicht als einen Ort, in dem Homosexualität heutzutage weitgehend problemlos akzeptiert würde (Koordinierungsstelle 2011: 13). Dennoch weisen 60 % der Befragten auf ein fachliches Defizit in ihren Einrichtungen hin: Mehr als 86 % der Fachkräfte geben an, „dass dieses Thema als mögliche Ursache von Problemen junger Menschen nicht mitgedacht wird“ (Koordinierungsstelle 2011: 18). Das Wissen um zusätzliche Belastungsfaktoren und die Schwierigkeiten eines Coming-outs führen jedoch nicht notwendiger Weise zu einer gezielten Sensibilisierung der Fachkräfte. Vielmehr besteht hier „ein blinder Fleck in Bezug auf das Thema sexuelle Identität in der Kinder- und Jugendhilfe“ (Koordinierungsstelle 2011: 18).

Gleichzeitig fühlen sich zwar mehr als 70 % der Befragten im fachlichen Umgang mit gleichgeschlechtlichen Lebensweisen sicher oder eher sicher, fast ebenso viele aber kennen die Phasen eines Coming-outs und seiner Bedeutung für die Betroffenen nicht oder eher nicht (Koordinierungsstelle 2011: 25). Dementsprechend schätz-

te auch fast die Hälfte der Befragten die erhöhte Selbstmordgefährdung von homosexuellen Jugendlichen falsch ein (Koordinierungsstelle 2011: 12). Es besteht also ein deutlicher Widerspruch zwischen Fortbildungsstand und fachlichen Inhalten, der mit mehreren Ansätzen erklärt werden kann:

- „der hohe professionelle und ethische Anspruch in der Sozialen Arbeit
- die bei den meisten Fachkräften vorhandenen persönlichen Beziehungen zu Lesben und Schwulen
- die Vermutung, dass ein professioneller Hilfeprozess auf der Grundlage allgemeiner fachlicher Kompetenz zu Beratung und Lebenslagenorientierung ausreichend ist.“ (Koordinierungsstelle 2011: 25)

Es ist jedoch klar, dass diese Aspekte das spezifische Fachwissen nicht ersetzen können. Es braucht Fachwissen über „Risiken, Belastungen, Fähigkeiten und Handlungsmöglichkeiten bzw. -einschränkungen“ für Menschen im Coming-out, darüber, „welche Interventionen sinnvoll und notwendig sind und welche nicht“ (Koordinierungsstelle 2011: 25).

### 2.6.2 Wissen umsetzen auf personeller Ebene

In unseren Fortbildungen konnten wir, ebenso wie in der Münchener Befragung, eine große Offenheit gegenüber dem Thema sexuelle Vielfalt feststellen. Vielen Teilnehmenden wurde jedoch erst in den Seminaren deutlich, welches und wie viel spezifisches Wissen über verschiedene sexuelle Identitäten fehlte. Mit diesem Mangel an Fachwissen muss sensibel umgegangen werden – es scheint immer noch ein Tabu zu sein, entsprechende Fragen zu stellen. Besonders schwierig ist dies gegenüber Kolleginnen und Kollegen. Dafür kann es verschiedene Gründe geben: Fragen können als unangemessenes Eingeständnis einer Wissenslücke verstanden werden, sie können als Ausdruck eines vermeintlichen eigenen Interesses an gleichgeschlechtlichen Lebensweisen gelesen werden oder vielleicht auch aus eigenen Berührungängsten und Unsicherheiten heraus vermieden werden. Dabei sind Fragen an Kolleginnen oder Kollegen oder an Klientinnen und Klienten eigentlich Ausdruck von Interesse. Selbst wenn man mit Fragen Wissenslücken eingesteht, ist dies keine Schwäche, sondern erkennt an, dass andere möglicherweise über dieses Wissen

<sup>13</sup> Siehe hierzu auch den Zweiten Bericht der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2013) „Diskriminierung im Bildungsbereich und Arbeitsleben“, der detaillierte Erkenntnisse zu subtilen und offenen Formen der Diskriminierung an Schulen gibt (insbes. S. 103–118).

verfügen. Fragen zeigen Respekt. Dies sind allgemein bekannte Effekte, die in der Umsetzung jedoch leicht aus den Augen verloren werden. Um Fragen stellen zu können, braucht es das entsprechende Klima im Team. Das gesamte Team und die Leitung tragen Verantwortung dafür, dass es möglich wird, fachlich relevante Fragen zu stellen und Antworten oder zumindest Anregungen zu bekommen – auch zum Thema Homosexualität.



Kennen Sie die sexuelle Identität Ihrer Kollegen und Kolleginnen? Unterhalten Sie sich zu Wochenbeginn über Ihre Aktivitäten am Wochenende? Sprechen Sie über Ihre Familie? Spricht jemand nicht über Familie oder das Wochenende? Warum nicht? Wie reagieren Sie dann? Fragen Sie nach? Wenn ja, wie fragen Sie nach? Meinen Sie, dass dies alles nichts mit der Arbeit zu tun hat?

Die offene und wertfreie Thematisierung von sexueller Identität in Teamsitzungen oder Stellenausschreibungen, aber auch die Reflexion möglicher Bedenken (vgl. ADS 2013: 63–65) setzt für alle Mitarbeitenden entscheidende Zeichen. Denn sie belegt, dass Vielfalt willkommen ist. Wichtig ist darüber hinaus auch ein sprachlich wertschätzender Umgang, nicht nur den Ratsuchenden gegenüber, sondern gerade auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gegenüber. Sensible Sprache kann Grenzen durchbrechen, die durch Scham entstehen. „(...) fast 60 % der Befragten [schätzen], dass Scham einer der ausschlaggebenden Gründe sein könnte, weshalb die Kinder- und Jugendhilfe so selten mit den Problemlagen homo- und transsexueller Menschen konfrontiert wird“ (Koordinierungsstelle 2011: 22). Es kann mit großer Sicherheit angenommen werden, dass dies dann auch eine Rolle im Umgang mit Kolleginnen und Kollegen spielt.<sup>14</sup> Umgekehrt wird es ohne Wertschätzung, Respekt und Authentizität im Team auch schwieriger sein, im Kontakt mit Klientinnen und Klienten eine offene und akzeptierende Haltung einzunehmen.<sup>15</sup>

Hilfreich sind auch die möglichst heterogene Zusammensetzung des Teams und die regelmäßige Reflexion der Herausforderungen und Ressourcen von Vielfalt z. B. durch Supervision (vgl. ADS 2013: 65–67).<sup>16</sup> In der Münchner Studie geben 77,1 % der Befragten an, in ihrem Arbeitsbereich lesbische Kolleginnen oder schwule Kollegen zu kennen und 87,1 % antworten, persönliche Kontakte zu Lesben, Schwulen oder Transgendern zu haben. 89,4 % der Befragten verweisen außerdem darauf, dass ihnen diese persönlichen Erfahrungen im Umgang mit Schwulen und Lesben helfen (Koordinierungsstelle 2011: 20). Dies zeigt, wie wichtig der persönliche Kontakt ist: Es sind Bekanntschaften oder Freundschaften, die die bewusste Auseinanderset-

zung mit dem Thema Homosexualität und damit die Korrektur negativer Bilder von Lesben und Schwule (internalisierte Homonegativität) fördern.

### 2.6.3 Wissen umsetzen auf institutioneller Ebene

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Familien- und Jugendeinrichtungen müssen jedoch auch strukturelle, institutionelle Möglichkeiten vorfinden, sich des Themas annehmen zu können. Sofern fachliche Standards nicht ausformuliert sind (73,4 % bestätigen dies), keine klare diskriminierungsfreie Haltung, z. B. in Bezug auf „sexuelle Identität“ existiert (53,4 % geben dies an; Koordinierungsstelle 2011: 19), bleibt das Thema der Initiative und dem Engagement Einzelner überlassen. Dabei sind Bekämpfung von Diskriminierung und Förderung von Vielfalt zusammenzubringen und nicht das eine auf Kosten des anderen zu betonen (ADS 2013: 157ff.). Die feste Verankerung von Antidiskriminierungsrichtlinien und von Offenheit und Sensibilität gegenüber sexueller Identität sollte fester Bestandteil im Leitbild sein.

Das Fehlen fachlicher Standards und das Ignorieren bestimmter Merkmale von Vielfalt auf institutioneller Ebene fördern hingegen das Schweigen, behindern die Umsetzung des vorhandenen Wissens und bauen Ausgrenzungen auf. Auf der strukturellen bzw. institutionellen Ebene gibt es verschiedene Möglichkeiten, um die Soziale Arbeit in der Einrichtung für das Thema der sexuellen Vielfalt zu öffnen. Erst eine solche Öffnung schafft den Rahmen dafür, dass die individuelle Kompetenz der Fachkräfte als Regenbogenkompetenz wirksam werden kann.

Einige Beispiele:

- Team-Fortbildung und Konzeptionstage zu Themen wie sexuelle Orientierung, Heteronormativität, Prävention von sexualitätsbezogener Diskriminierung, diversity-sensible Öffnung, Regenbogenfamilien

„Wir treten offensiv für Toleranz und Akzeptanz ein. Wir setzen uns aktiv gegen jegliche Ausgrenzung aufgrund von Alter, Geschlecht, sexueller Orientierung, Behinderung, Religionszugehörigkeit, sozialer und kultureller Herkunft ein.“  
(Beispiel für ein Leitbild)



<sup>14</sup> Siehe hierzu auch Kapitel 2.2 „Stereotype und Vorurteile“. <sup>15</sup> Siehe Kapitel 2.3 „Auswirkungen von Stereotypen auf das Fachpersonal in der Sozialen Arbeit mit Familien“ sowie 2.4 „Auf dem Weg zur Regenbogenkompetenz“. <sup>16</sup> Die Ergebnisse der ADS sind ohne weiteres auf andere Bereiche der Sozialen Arbeit mit Familien zu übertragen, denn Vorstellungen von Normalität werden in allen Einrichtungen auch vom Fachpersonal geprägt, transportiert und verändert.

- Entwicklung einer gemeinsamen Haltung im Team und Einbettung des Themas in Konzeption, Qualitätsstandards und Leitbild
- Absprachen zum Umgang mit homosexualitätsfeindlichen Sprüchen oder Mobbing und zur Art der Begleitung bei Coming-out-Prozessen
- Herstellung von Sichtbarkeit gleichgeschlechtlicher Lebensweisen – in der Sprache, in Flyern der Einrichtung, Programmangeboten, durch Informationen am schwarzen Brett im Eingangsbereich, in Bilderbüchern, Filmen und anderen Medien
- Reflexion des Prozesses in regelmäßiger Supervision<sup>17</sup>

Leitbilder allein genügen also nicht. Die Ankündigung im Leitbild muss auf allen Ebenen aktiv umgesetzt werden. Die Umsetzung beginnt mit einem regelmäßigen fachlichen Austausch. Dazu geben 83,7% der Münchner Befragten an, keinen Austausch zum Thema in ihrer Einrichtung zu haben. 80% der Befragten haben noch keine Fortbildung dazu besucht, und nur 41,3% kennen in ihrer Einrichtung Möglichkeiten, sich kompetent zum Thema beraten zu lassen. 70,8% jedoch kennen Beratungsmöglichkeiten außerhalb der eigenen Einrichtung (Koordinierungsstelle 2011: 24). Auch diese Aussagen sind Anzeichen dafür, dass offensichtlich Homosexualität ein Thema ist, bei dem man Beratung eher außerhalb des Kollegiums suchen würde.

Ebenso wie die Befragten kaum Austausch in ihren Einrichtungen gefunden haben, stellt die Kinder- und Jugendhilfe so gut wie keine Angebote für LSBT bereit, berücksichtigt diese in ihrer Öffentlichkeitsarbeit nur wenig und hält nur wenig Informationsangebote vor. Auch dadurch werden die Menschen, die sich mit Fragen der sexuellen Identität beschäftigen, als Lesben oder Schwule oder als Angehörige unsichtbar gemacht und ausgegrenzt. Dem gilt es sowohl durch den Ausbau der fachlichen Kompetenz (z. B. als Regenbogenkompetenz)<sup>18</sup> als auch auf struktureller Ebene durch die Sichtbarmachung der Kompetenzen und der Zielgruppen entgegenzuwirken. Die Ergebnisse der Münchner Befragung weisen außerdem auf die Fragen hin, welche Art von Fachwissen notwendig ist und was es denn eigentlich bedeute, sich für das Thema in den Institutionen zu öffnen. Es besteht ein ausgesprochenes Bedarft an der „verbindliche[n] fachliche[n] Verankerung des Themas ‚Gleichgeschlechtliche Lebensweisen‘ in allen Bereichen der Hilfen und Angebote für Kinder, Jugendliche und Eltern“ sowie der Verankerung von spezifischem Fachwissen und der Sicherstellung von Qualitätsstandards“ (Koordinierungsstelle 2011: 10).

Das Leitbild ist ein Anfang und sollte nicht vergessen werden. Qualitätsstandards und Fortbildungsangebote helfen den Fachkräften, die fachliche Kompetenz zu fundieren und sich immer wieder Anregungen zu holen. Diese Kompetenz muss aber ebenso sichtbar gemacht werden, wie z. B. Kultursensibilität als Haltung des Fachpersonals.<sup>19</sup> Aber Ratsuchende lesen sich selten ein umfangreiches Leitbild oder die ausführliche Rubrik „Über uns“ auf der Internetseite durch. Die Aussagen des Leitbildes (wie Antidiskriminierung, Merkmale von Vielfalt) sollten als Selbstverständnis auf der Homepage gut sichtbar eingebunden werden, aber auch mit weiterführenden Informationen belegt werden: So könnten die Nutzerinnen und Nutzer der Internetseite z. B. in der Liste der Kooperationspartner das Netzwerk TANGIERT ([www.tangierte.de](http://www.tangierte.de)) und lesbisch-schwule Organisationen finden. Und die Liste der Angebote könnte einen offenen Treff für Eltern von Lesben und Schwulen oder die Regenbogenfamilienkrabbelgruppe aufweisen.

Nach unserer Erfahrung werden auch die kleinsten Zeichen von Ratsuchenden als Signale des Willkommens verstanden: ein Regenbogenaufkleber an der Eingangstür, ein Flyer der lesbischen oder schwulen Beratungsstelle oder ein Falblatt des befah e.V.<sup>20</sup> Sie müssen jedoch deutlich sichtbar sein!

<sup>17</sup> Dieser Abschnitt stammt von Prof. Dr. Ulrike Schmauch, erarbeitet als Teil ihres Konzepts Regenbogenkompetenz (siehe Kapitel 2.4 dieses Handbuchs). Wir haben ihn mit ihrer Zustimmung hier verwendet. <sup>18</sup> Siehe Kapitel 2.4 „Auf dem Weg zur Regenbogenkompetenz“. <sup>19</sup> Zum Thema Kultursensibilität ausführlicher im Kapitel 5 „Homosexualität und Migrationsfamilien“. <sup>20</sup> Siehe auch die Linklisten und die Selbsthilfeangebote im Anhang dieses Handbuchs. Weitere Anregungen finden Sie im abschließenden Kapitel „Handlungsempfehlungen und Beratungsprinzipien“.

## 3 Der Umgang von Familienangehörigen mit einem Späten Coming-out in der Familie

Melanie C. Steffens & Janine Dieckmann

Lesbisch, schwul oder bisexuell zu sein, ist nicht nur für die Personen selbst, die ihre sexuelle Identität (neu) definieren, eine Entwicklungsaufgabe, sondern auch für ihre Angehörigen. Viele Familienangehörige setzen sich – meist zum ersten Mal im Leben – mit nicht-heterosexuellen Lebensentwürfen auseinander und versuchen vorherige Vorstellungen und Erwartungen an die neue Situation anzupassen. Vor allem jedoch heterosexuelle Partnerinnen und Partner, welche mit einem Coming-out ihres langjährigen Partners oder ihrer Partnerin konfrontiert werden, erleben einen starken Einschnitt in ihr bisheriges Leben. Ein sogenanntes „Spätes Coming-out“, also ein Coming-out, nachdem eine schwule, lesbische oder bisexuelle Person bereits längere Zeit in einer ernsthaften heterosexuellen Beziehung gelebt hat – vielleicht geheiratet und Kinder bekommen hat –, stellt eine besondere Herausforderung für alle Beteiligten dar.

Laut einer Expertenschätzung aus dem Jahre 2001 waren bis zu zwei Millionen schwule, lesbische und bisexuelle Personen in den USA irgendwann in ihrem Leben mit einem heterosexuellen Partner oder einer heterosexuellen Partnerin verheiratet (Buxton 2001). Das bedeutet: Zwei Millionen Familien in den USA könnten mit der Herausforderung eines Späten Coming-outs konfrontiert gewesen sein. Für den deutschsprachigen Raum gibt es diesbezüglich keine Schätzungen. Ferner gibt es weltweit nur wenige wissenschaftliche Untersuchungen der Lebenssituation und Umgangsweisen von betroffenen Familienmitgliedern. Im Folgenden sollen zunächst einige der wenigen vorhandenen Studien illustrierend vorgestellt werden.<sup>21</sup>

### 3.1 Stand der Forschung

Ein Überblick über die damals vorliegenden Studien mit nichtklinischen Stichproben lässt Strommen (1989) schätzen, dass 20 % aller homosexuellen Männer heterosexuell verheiratet waren oder sind. Als Gründe für eine Heirat fasst er zusammen: Die Überzeugung, dass Homosexualität nur kurzzeitig sei; fehlendes Bewusstsein für Homosexualität zum Zeitpunkt der Heirat; Druck zum Heiraten von der Familie; die Überzeugung, dass Heiraten der einzige Weg zu einem glücklichen Leben sei, ungeachtet der sexuellen Orientierung; die Überzeugung, dass Heiraten über Homosexualität hinweghilft; Kinderwunsch und ehrliche Liebe zur Ehepartnerin bzw. zum Ehepartner (u.a. Bozett 1982).

Buxton (2006) schätzt, dass ein Drittel aller MOM („mixed orientation marriages“, Ehen von Partnerinnen und Partnern mit unterschiedlichen sexuellen Orientierungen) sich im ersten Jahr nach dem Coming-out trennt. Ein weiteres Drittel versucht, die Ehe unter den neuen Umständen weiterzuführen, und annähernd die Hälfte davon schafft es, länger als drei Jahre zusammenzubleiben, indem sie gemeinsam an Ehekonzepten für eine gemeinsame Zukunft arbeiten (z.B. Varianten der offenen Ehe). Das letzte Drittel der MOM nach Spätem Coming-out trennt sich nach diversen Versuchen unterschiedlicher Konzepte innerhalb von zwei oder drei Jahren.

Buxton (2006) stellt heraus, dass heterosexuelle Ehepartnerinnen und Ehepartner dieselben Themen bearbeiten wie ihre Partnerinnen und Partner mit Coming-out (Sexualität, Ehe, ggf. Kinder, Identität, Integrität, Überzeugungen), dass diese thematischen Auseinandersetzungen aber nicht aus ihnen heraus entstanden sind wie bei den bi- oder homosexuellen Ehepartnerinnen bzw. -partnern und dass sie zu einem späteren Zeitpunkt als für ihre Ehepartnerinnen bzw. Partner beginnen. Sie beschreibt, dass die meisten Partnerinnen und Partner drei bis sechs Jahre brauchen, um einen positiven Umgang zu finden. Obwohl es viele Gemeinsamkeiten mit den Reaktionen bei heterosexuellen Trennungen gibt, stellt Buxton spezifische Themen für Trennungen nach einem Späten Coming-out heraus.

Im ersten Jahr nach der Trennung betreffen diese vor allem Sexualität, Ehe und Kinder: Heterosexuelle Ehepartnerinnen und -partner fühlen sich nach dem Coming-out ihres Partners oder ihrer Partnerin als Frau bzw. als Mann sexuell zurückgewiesen. Sie stellen ihre eigene Sexualität infrage, beschuldigen sich selbst, sexuell unzureichend zu sein und spezifisch als Frau bzw. Mann zurückgewiesen worden zu sein. Sie haben ferner Sorge um ihre Kinder und deren Konfrontation mit antihomosexuellen Kommentaren. Als Strategien, um mit diesen Herausforderungen umzugehen, nennt Buxton zwei, welche sie jedoch als nicht spezifisch für Trennungen nach Coming-out ansieht: Allgemein gelten eine ehrliche Kommunikation und das Achtgeben auf die Sorgen der Kinder als positive Einflussfaktoren auf den Umgang der beteiligten Familienmitglieder untereinander.

Im zweiten Jahr entstehe eine Krise der Identität, der Integrität und des Überzeugungssystems. Heterosexuelle Ehepartnerinnen und -partner stellen nach dem Coming-out ihres Partners bzw. ihrer Partnerin ihre eigene Identität infrage; sie wissen

<sup>21</sup> Ausführlichere Informationen zur Literatur und auch zur auf den folgenden Seiten vorgestellten Studie finden Sie unter [www.homosexualitaet-familien.de](http://www.homosexualitaet-familien.de)

nicht mehr, wer sie sind. Viele hätten sich bis zur Selbstaufgabe so an die Bedürfnisse ihres Ehepartners bzw. ihrer Ehepartnerin angepasst, dass ein Großteil ihrer Identität verloren gegangen sei. Hinzu kommt, dass Ehepartnerinnen und -partner sich betrogen fühlen von der Person, der sie vielleicht am meisten vertraut haben. Sie fragen sich, was in ihrer Ehe echt war und was gespielt. Sie vertrauen den Aussagen ihres Ehepartners, ihrer Ehepartnerin nicht mehr. Ergänzend wirken enorme Selbstzweifel: Frühere Überzeugungen über Geschlecht, Ehe und die eigene Zukunft sind zerstört.

Hernandez, Schwenke und Wilson (2011) fassten in einem Überblicksartikel alle wissenschaftlichen Studien von 1988 bis 2008 zusammen, welche das Thema MOM behandeln. Da sich die Literatur in diesem Bereich von Einzelfallbeschreibungen (Duffey 2006) bis hin zu ethisch bedenklichen Ansätzen<sup>22</sup> erstreckt, wählten die Autorinnen und Autoren nur Studien aus, die wissenschaftlichen Kriterien genügten und die Perspektive der heterosexuellen Partnerinnen bzw. Partner einnahmen. In einer Fragebogenstudie untersuchten Hays und Samuels (1989) 21 heterosexuelle Ehefrauen bisexueller oder schwuler Männer in den USA: 48 % der Teilnehmerinnen ließen sich nach dem Späten Coming-out ihrer Männer scheiden, trennten sich oder waren gerade dabei. Von den 52 %, die verheiratet blieben, fühlten sich drei in einer gefestigten Beziehung. Der Großteil wusste zum Zeitpunkt der Untersuchung nicht, ob die Ehen halten würden. 86 % der Frauen wussten vor der Hochzeit nichts von der Homo- oder Bisexualität ihrer Männer. Als Zeichen für die Homosexualität ihrer Männer vor dem Coming-out nannten sie hauptsächlich einen Mangel an Kommunikation und seltene sexuelle Kontakte. Die Frauen erfuhren nach 1,5 bis 33 Jahren (durchschnittlich nach  $M = 15,94$  Jahren) von der Homo- oder Bisexualität ihrer Männer. Das Späte Coming-out der Männer nahm unterschiedliche Formen an (z. B. direktes Gespräch im Rahmen einer Therapie). Nur ein Mann wollte sofort die Scheidung, alle anderen waren an einem Fortbestand der Ehe interessiert.

Die Reaktionen der Ehefrauen fielen sehr unterschiedlich aus – von einem Gefühl der Befreiung, dass ihre Vermutungen stimmten, bis hin zu Ekel und Abscheu. 78 % der Frauen, die vor der Hochzeit nichts wussten, waren extrem schockiert. Hays und Samuels vergleichen den Verarbeitungsprozess der Betroffenen mit einem Trauerprozess (als ob der Ehemann gestorben wäre). Fast 90 % der Frauen beschrieben depressive Gefühle. 67 % reagierten physisch auf die Nachricht des Späten Coming-out. Ein Teil der Befragten fühlte sich schuldig, das Verhalten des Mannes nicht eher erkannt zu haben und keine gute Ehefrau gewesen zu sein. Die große Mehrheit der Frauen berichtete von Ängsten (z. B. vor Aids). Auf die Frage, ob es besser gewesen wäre, wenn es eine andere Frau gewesen wäre, hielten sich die „Genauso schlimm“-

Antworten („Affäre ist Affäre“), die „Ja“-Antworten („dann hätte ich kämpfen können“), und die „Nein“-Antworten die Waage. Die Qualität der Beziehung änderte sich bei allen Paaren. Der größte Teil fühlte eine zunehmende emotionale Distanz. Einige erfuhren mehr Nähe und Aufrichtigkeit, eine mehr Unabhängigkeit in der Beziehung.

Um den Fokus der Forschung auch auf die Möglichkeiten für eine gemeinsame Zukunft von MOM zu setzen, verglich Buxton (2004) die Selbstberichte US-amerikanischer bisexuell- und lesbisch-heterosexueller Paare, welche nach dem Coming-out verheiratet blieben, bezüglich ihrer Strategien und Umgangsweisen. Die Ergebnisse zeigen, dass bei Paaren mit bisexueller oder lesbischer Frau und heterosexuellem Mann die ehrliche Kommunikation miteinander die am meisten genannte Bewältigungsstrategie darstellt. Ehemänner bisexueller Frauen nennen Ehrlichkeit an zweiter Stelle, Ehemänner lesbischer Frauen die Unterstützung durch Gleichgesinnte. An dritter Stelle nennen beide Gruppen von Ehemännern Beratung und Therapie. Als Gründe, die Ehe aufrecht zu erhalten, werden das Familienleben und die Liebe zum Ehepartner oder zur Ehepartnerin genannt, Lesben nennen als Grund auch die finanzielle Abhängigkeit vom Mann.

Für einige Paare stellen verschiedene sexuelle Orientierungen kein Problem dar. Es gibt bisexuelle Personen, welche sich für eine monogame Beziehung mit einem heterosexuellen Partner oder einer heterosexuellen Partnerin entscheiden, Schwule oder Lesben, welche eine heterosexuelle Person aus starker emotionaler und intellektueller Zuneigung heiraten, und es gibt Personen, welche sich für offenere Beziehungskonzepte als eine Zweierbeziehung entscheiden. Andere Paare, in denen ein Spätes Coming-out vorkommt, einigen sich, dass der Partner bzw. die Partnerin den gleichgeschlechtlichen Interessen zugunsten der aktuellen Beziehung nicht nachgeht. Problematisch wird es für Paare, wenn die Homo- oder Bisexualität unerwartet entdeckt wird, der heterosexuelle Partner oder die heterosexuelle Partnerin mit der entdeckten Bi- oder Homosexualität der Partnerin bzw. des Partners nicht leben kann oder die homo-/bisexuelle Person ihren Neigungen außerhalb der Beziehung nachgehen möchte bzw. ihnen bereits nachgegangen ist.

<sup>22</sup> Beispielsweise gibt es Veröffentlichungen in der Tradition der Konversionstherapie. Dieser Ansatz speist sich aus Vorurteilen und ist ethisch höchst bedenklich, da er zum einen die sexuelle Orientierung der Betroffenen nicht verändern kann, darüber hinaus aber noch internalisierte Homonegativität verstärkt (Haldeman 1994; Serovich et al. 2008).

Aus ihrer eigenen Praxiserfahrung beschreibt Bradford (2012; auch Schwartz 2012) folgende wichtige Aspekte für die Therapie und Beratung mit MOM:

- a) Der Paartherapeut oder die Paartherapeutin sollte die emotionale Stabilität der Personen einschätzen sowie die Stärke der Paarbindung, die Entwicklungsstufe der Beziehung, die Familiengeschichte und andere Gegebenheiten (Kinder, Krankheiten, kulturelle Herkunft, usw.) erfassen, um diese in die Beratungsarbeit einfließen zu lassen.
- b) Beide Partnerinnen bzw. Partner machen unterschiedliche Erfahrungen durch: Eine Partnerin bzw. ein Partner befindet sich in der Neuorientierung in Bezug auf die eigene sexuelle Identität (mit dazugehörigen Problemen, vielleicht Arbeitsplatzverlust usw.), der bzw. die andere Person stellt die Beziehung und sich selbst infrage. Das Selbstwertgefühl ist am Boden. Einige heterosexuelle Partnerinnen und Partner wollen den Partner oder die Partnerin schützen, andere sind wütend und wollen sich rächen.
- c) Beide sind sich über die Zukunft ihrer Beziehung unsicher und haben das bisherige Leben, welches ihnen Identität und Stabilität gab, verloren.
- d) Um auf die persönlichen Bedürfnisse einzugehen, ist das Zusammenspiel einer Paartherapie mit individuellen Therapien denkbar.
- e) Zuerst müssen andere Themen des Paares bearbeitet werden, welche beispielsweise die Kommunikation erschweren. Vielleicht ist die Homosexualität nicht das bedeutsamste Thema für die Paare (sondern z.B. Depression, Süchte, häusliche Gewalt).
- f) Viele Paare haben noch nichts mit dem Thema Homosexualität zu tun gehabt. Sie brauchen Informationen, Rat und Austausch mit anderen.
- g) Die beratende Person sollte die Vielfalt der Umgangsweisen im Blick haben und die spezifischen Bereiche bearbeiten. Paare, welche sich sofort nach dem Coming-out trennen, brauchen eventuell Unterstützung bei Fragen zur weiteren Kommunikation über die Regelung mit Kindern. Paare, die ihrer Beziehung mehr Zeit einräumen, müssen sich einigen, ob beispielsweise ein monogames Beziehungskonzept oder eine nichtsexuelle Beziehung infrage kommt. Sie müssen Vertrauen wieder herstellen. Falls sich Paare für eine polyamore Beziehung entscheiden, sind offene Kom-

munikation und Verhandlungen wichtig. Hier kann die Beratung unterstützen und sollte bei offenen Beziehungskonzepten auch Informationen zu Safer Sex geben.

- h) Beraterinnen und Berater sollten das Paar in ihrem gemeinsamen Coming-out-Prozess unterstützen. Wie kann die Kommunikation mit den Kindern, den Eltern, Freundinnen und Freunden, sowie Kolleginnen und Kollegen begonnen werden?

### 3.2 Die vorliegende Studie

Insgesamt fehlt in der Literatur eine spezifische psychologische Untersuchung zum Wohlbefinden der heterosexuellen Partnerinnen und Partner nach dem Späten Coming-out ihrer Ehepartner und -partnerinnen, zur Selbstkonzeptveränderung und zur allgemeinen Veränderung des Umgangs. Fast vollständig fehlen in der wissenschaftlichen Literatur die Perspektiven von Eltern, Schwiegereltern, Geschwistern und Kindern zu einem Späten Coming-out (Hernandez, Schwenke, Wilson 2011): Welche Herausforderungen und Umgangsweisen zeichnen diese Familienangehörigen aus? Welche Ressourcen können sie nutzen? Diese Fragen sollen in der im Folgenden beschriebenen eigenen Studie für den deutschsprachigen Raum untersucht werden.<sup>23</sup>

In der ersten Phase der Studie wurde eine Reihe von Interviews mit unterschiedlichen Familienangehörigen durchgeführt, um eine möglichst große Bandbreite der Reaktionen und Perspektiven auf ein Spätes Coming-out innerhalb der Familie zu erfassen. Ausschnitte aus den Interviews finden sich illustrierend im vorliegenden Text. Auf Basis dieser Interviews haben wir einen ausführlichen Fragebogen erstellt und bei Betroffenen Gruppen, Verbänden und in der Presse für die Studie geworben. Der Fragebogen konnte auf Papier oder im Internet ausgefüllt werden. Insgesamt erhielten wir von 186 Angehörigen ausreichend vollständige Angaben, um sie auswerten zu können. Darunter waren 175 Deutsche, 5 Personen aus Österreich und 6 aus der Schweiz. Aus Deutschland kamen Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus allen Bundesländern (Bandbreite 2-30 pro Bundesland). 83 Personen gaben an, evangelisch zu sein, 48 katholisch und 52 gehörten keiner Religion an (3 gaben eine

<sup>23</sup> Bisher unveröffentlichte Studie des Instituts für Psychologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena mit dem Titel: „Umgangsweise von Familienangehörigen mit einem Späten Coming-Out in der Familie“ von Dr. Janine Dieckmann und Prof. Dr. Melanie Steffens, 2012–2013. Forschungsbericht zur hier berichteten Studie [www.homosexualitaet-familien.de](http://www.homosexualitaet-familien.de).

„andere Religion“ an). Der überwiegende Teil der Personen hatte einen hohen Schulabschluss. Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Teilstichproben.

**Tabelle 1: Stichprobe der Fragebogenstudie**<sup>24</sup>

Perspektive der...	Weiblich (n = 136)	Männlich (n = 50)
Kinder (n = 56)	37 Töchter	19 Söhne
Eltern (n = 30)	24 Mütter	6 Väter
Geschwister (n = 49)	34 Schwestern	15 Brüder
Partnerinnen/Partner (n = 51)	41 Partnerinnen	10 Partner

Auffällig beim Erheben der Daten war die allgemein geringere Beteiligung von Männern. Die Gruppe der teilnehmenden Väter ist besonders klein. Für sie können keine belastbaren empirischen Aussagen gemacht werden, daher werden sie nicht gesondert dargestellt. Ebenso ist die Stichprobe der Partner klein: Wo es keine Unterschiede zu den Partnerinnen gibt, werden die Ergebnisse zusammengefasst berichtet.

Aufgrund der anhaltenden gesellschaftlichen Tabuisierung des Themas Homosexualität und der vielfältigen Umgangsweisen von heterosexuellen Familienangehörigen konnte es kein Anspruch dieser Studie sein, eine repräsentative Stichprobe zu sammeln: Eine repräsentative Stichprobe wäre eine, welche die Grundgesamtheit (aller von Spätem Coming-out betroffenen Familienmitglieder im deutschsprachigen Raum) in allen relevanten Aspekten widerspiegelt. Da diese Grundgesamtheit unbekannt ist und einige Familienangehörige aufgrund ihrer Umgangsweise mit dem Spätem Coming-out (z. B. völliges Ausblenden aus ihrem Leben) keine Umfragen zum Thema ausfüllen würden, wäre dieses Unterfangen forschungstechnisch schwer möglich. Unsere Ergebnisse machen daher zunächst nur Aussagen über die Personen, die an der Studie teilgenommen haben. Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass es mit dem Späten Coming-out zusammenhängende Faktoren gibt, die beeinflussen, ob jemand an der Studie teilgenommen hat oder nicht. Beispielsweise

suchen anscheinend mehr Ehefrauen als Ehemänner Unterstützungsnetzwerke von Betroffenen auf (z. B. im Internet). Die Ehemänner, die sich zu einer sofortigen Trennung von ihrer lesbischen Ehefrau entschließen, den Kontakt abbrechen und mit niemandem über das Späte Coming-out der Exfrau sprechen, nehmen wahrscheinlich ebenfalls nicht an einer entsprechenden Studie teil. Die Ehefrauen, denen der Austausch über ihre Situation beim Umgang hilft, nehmen eher teil. Aus unseren Darstellungen kann daher nicht auf prozentuale Anteile in der Grundgesamtheit aller Betroffenen geschlossen werden.

Der Wert der Studie besteht vielmehr darin, erstmalig in der internationalen Forschung die Umgangsweisen der unterschiedlichen Familienmitglieder im direkten Vergleich darzustellen und die Bandbreite der Reaktionen zu präsentieren. Damit ermöglicht die Studie es außerdem, für die Soziale Arbeit mit Ratsuchenden und für die institutionelle Öffnung für sexuelle Vielfalt Rückschlüsse auf den Bedarf und die Unterstützungsressourcen von ratsuchenden Familienmitgliedern zu ziehen.

### 3.3 Die befragten heterosexuellen Partnerinnen und Partner

Im Vergleich mit anderen Familienangehörigen erhielten die befragten Partnerinnen und Partner von Personen mit Spätem Coming-out (in der Regel Ehemänner und -frauen) einen eigenen Fragebogen, welcher zusätzliche Fragen enthielt, die auf Besonderheiten ihrer Situation abzielten. Das Durchschnittsalter der Teilnehmerinnen und Teilnehmer lag bei Partnerinnen bei 54 Jahren und bei Partnern bei 48 Jahren; alle gaben an, heterosexuell zu sein. Im Durchschnitt lebten zum Zeitpunkt des Coming-out drei Kinder im Haushalt der Paare.

Das Späte Coming-out des schwulen oder bisexuellen Partners war durchschnittlich vor 10 Jahren, das der lesbischen oder bisexuellen Partnerin vor 6 Jahren. 20% der Paare haben sich unmittelbar nach dem Coming-out getrennt, von den übrigen weitere 60% in der Zwischenzeit; 40% (zum Zeitpunkt der Studie noch) nicht. Das Verhältnis zur Expartnerin bzw. zum Expartner wird von der Mehrheit (65%) als „teils, teils“ eingeschätzt, manche sehen es als positiver an, wenige als negativ.

<sup>24</sup> Aufgrund niedriger Fallzahlen wurden andere Angehörige (z. B. eine Großmutter) nicht mit in die Ergebnisauswertung einbezogen.

94% der Befragten haben vor der Beziehung nichts von der Bi- oder Homosexualität der Partnerin oder des Partners gewusst. Demgegenüber geben 61% an, der schwule oder bisexuelle Partner oder die lesbische oder bisexuelle Partnerin hätten vor der gemeinsamen Beziehung von seinen bzw. ihren gleichgeschlechtlichen Interessen gewusst. Auf die Frage hin, ob es während der Beziehung Anzeichen für die Bi- oder Homosexualität gegeben hätte, stimmen die meisten der Aussage zu: „Damals habe ich die Anzeichen, die es gab, nicht erkannt.“ (53%). Eindeutige oder kleine Anzeichen haben weitere 20% bemerkt, 27% sahen keine Anzeichen.

Das aktuelle Wohlbefinden (z.B. „Ich bin mit meinem Leben zufrieden.“) wird als mittelmäßig bis hoch eingeschätzt (M = 4,7, 1 = niedrig, 7 = hoch), und ist höher, je länger das Coming-out zurückliegt. Unmittelbar nach dem Coming-out wird das Wohlbefinden als niedrig erinnert; insbesondere, wenn die Beziehungszufriedenheit zuvor als hoch eingeschätzt wurde.

„Also im Prinzip hat es mich – sage ich mal – wieder zurück verändert. Also ich bin wieder sehr viel mehr bei mir und höre wieder sehr viel mehr auf das, was in mir passiert und was mein Bauch mir sagt. Und ich habe mein Leben jetzt so strukturiert, dass es zu mir passt und im Moment eben zwar Kompromisse bezüglich der Kinder beinhaltet, das macht man als Mutter eben einfach. Aber eigentlich bin ich jetzt da, wo ich hin wollte. Und insofern ist das okay.“

(Interviewausschnitt, heterosexuelle Partnerin über Wohlbefinden heute)

Wegen der möglichen Auswirkungen des Coming-outs auf das Selbstbild der Partnerinnen und Partner haben wir diese nach ihrer Selbstkonzeptklarheit befragt (Stucke 2002), z.B. „Manchmal denke ich, ich kenne andere Menschen besser als mich selbst“, „Manche Meinungen über mich selbst wechseln von Tag zu Tag.“ Durchschnittlich liegt die Selbstkonzeptklarheit der Partnerinnen bei 5,27, eine hohe Selbstkonzeptklarheit (Wert 6 bzw. 7 auf einer Skala von 1 bis 7) geben nur 48% der Partnerinnen, aber die große Mehrheit der befragten Partner an. Unmittelbar nach dem Coming-out haben Partnerinnen und Partner:

- an ihrer Definition als Mann/Frau gezweifelt (44%)
- sich gefragt, was sie falsch gemacht haben (33%)
- sich als schlechte Partnerin oder schlechter Partner gefühlt (27%)
- an ihren sexuellen Fähigkeiten gezweifelt (25%).

„Es ist total unbefriedigend, man stellt sich selber infrage und da muss man nachher erst wieder rauskommen nach diesem Coming-out, denn es war bei uns nicht so, dass er das einfach nur spät entdeckt hat, sondern er hatte vor unserer Beziehung Männerbekanntschaften und wusste das und war nur zu feige, das zu leben. Und das kratzt also schon am Selbstverständnis als Frau an sich, weil man ist halt der gute Kumpel und ein bisschen Sex läuft dann nebenbei so mit, sonst gäb's ja keine Kinder, aber das war's dann auch. Und für mich war er mein Traummann. Ich war aber bestenfalls die – sag ich mal – die gute Freundin, mit der man's halt in der Ehe aushalten kann und das macht ein recht schlechtes Selbstverständnis.“

(Interviewausschnitt einer heterosexuellen Ehepartnerin)

Folgenden Aussagen über ihre Gedanken unmittelbar nach dem Coming-out stimmen viele Partnerinnen und Partner zu:

- Mir wurde der Boden unter den Füßen weggerissen. (84%)
- Mein Weltbild wurde auf den Kopf gestellt. (51%)
- Ich habe es lieber für mich behalten. (45%)
- Ich wusste nicht mehr, was falsch und was richtig ist. (39%)
- Ich empfand Mitleid für die schwierige Situation der Partnerin bzw. des Partners. (33%)

Gerade die hohe Zustimmung zur Aussage „Mir wurde der Boden unter den Füßen weggerissen“ macht deutlich, wie einschneidend die neue Lebenssituation ist, vor der Partnerinnen und Partner nach einem Späten Coming-out stehen. Wobei einschränkend beachtet werden muss, dass keine Vergleichszahlen von heterosexuellen Trennungen vorliegen. Einen Anhaltspunkt zur Interpretation der Zahlen liefern die Daten der anderen Teilstichproben (s.u.): Unter den befragten Kindern haben deutlich weniger, nämlich 25%, der Aussage „Mein Weltbild wurde auf den Kopf gestellt“ zugestimmt, bei den Eltern waren es 17% und bei den Geschwistern nur 2%.

### 3.4 Die weiteren Befragten

Unter den befragten 56 Kindern erlebten 34 ein Spätes Coming-out der Mutter und 22 eines des Vaters. Das Coming-out war durchschnittlich vor 9 Jahren (Bandbreite: 0–30 Jahre) als das Kind durchschnittlich 19 Jahre alt war (Bandbreite: 4 bis über 34 Jahre). Die befragten 30 Eltern hatten 15 Töchter und 15 Söhne mit Spätem Coming-out, das Coming-out war durchschnittlich vor 10 Jahren.

Die 49 Geschwister berichteten, das Späte Coming-out von 23 Schwestern und 25 Brüdern erlebt zu haben. Eine teilnehmende Person gab kein Geschlecht des Geschwisters mit Spätem Coming-out an. Das Coming-out war durchschnittlich vor 7 Jahren. Auffällig ist, dass nur 28 der befragten Geschwister (58%) heterosexuell waren; elf Schwestern waren selbst lesbisch, sieben Brüder schwul, zwei Schwestern und ein Bruder bisexuell. Dieser hohe Anteil an Homosexualität in dieser Teilstichprobe muss bei der Interpretation der Ergebnisse im Folgenden beachtet werden. In allen anderen Teilstichproben war der Anteil Heterosexueller sehr viel höher (Eltern: 80%, Kinder: 86%).

Dennoch sind Schwule, Lesben und Bisexuelle in diesen Teilstichproben – miteinander verwandter Personen – häufiger vertreten als in der Durchschnittsbevölkerung. Dies steht zum einen im Einklang mit Studien über die familiäre Häufung von Homosexualität: So haben Schwule viermal so häufig schwule Brüder, wie zu erwarten wäre, wenn Homosexualität in der Bevölkerung gleichmäßig verteilt wäre, und eineiige Zwillinge haben sehr viel häufiger dieselbe sexuelle Orientierung als zweieiige und diese wiederum häufiger als adoptierte Brüder (Jenkins 2010). Zum anderen haben Schwule, Lesben und Bisexuelle von unserer Studie vermutlich mit höherer Wahrscheinlichkeit erfahren als Heterosexuelle und eventuell hatten sie auch eine höhere Bereitschaft zur Teilnahme.

### 3.5 Vergleich der unterschiedlichen Perspektiven der Familienmitglieder

Tabelle 2 zeigt, dass die Mehrheit der Befragten angibt, heute einen für sich passenden Umgang mit dem Coming-out gefunden zu haben. Bei den weiblichen Befragten ist der Anteil insgesamt noch einmal höher als bei den männlichen (das heißt als bei Söhnen und Brüdern). Partnerinnen und Partnern fällt der Umgang schwerer als sonstigen Angehörigen, obwohl bei ihnen das Coming-out ähnlich lange zurückliegt (s. o.). Schwestern kommen eher besser mit dem Coming-out zu recht als andere Befragte. Zu beachten ist dabei, dass bei den Geschwistern von Personen mit Spätem Coming-out in dieser Studie der Anteil von Homosexualität hoch war (s. o.).

**Tabelle 2: Vergleich des aktuellen Umgangs mit dem Coming-out**

	Wie schätzen Sie Ihre derzeitige Situation in Bezug auf die Verarbeitung des Coming-out ein?: Antworthäufigkeiten 6–7 (Zustimmung zu: „Ich habe einen für mich passenden Umgang gefunden“)
Kinder	84% der Töchter, 77% der Söhne
Eltern	79% der Mütter
Geschwister	91% der Schwestern, 73% der Brüder
Partnerinnen/ Partner	60% der Partnerinnen, 60% der Partner

Bei der Frage nach den ersten Gefühlen, als sie vom Coming-out erfahren haben, werden – bis auf die Angabe, überrascht gewesen zu sein – große Unterschiede zwischen den Perspektiven deutlich (vgl. Tabelle 3). Nur bei Geschwistern waren die positiven Angaben, erleichtert oder erfreut gewesen zu sein, vorherrschend. Diese positive Reaktion hängt vermutlich teilweise mit dem hohen Anteil der homo- bzw. bisexuellen Geschwister zusammen. Alle anderen Befragtengruppen waren häufig traurig oder hilflos, insbesondere die Partnerinnen und Partner. Sie gaben als einzige häufig an, sich wütend und einsam gefühlt zu haben. Schockiert und ängstlich zu sein, waren bei Partnerinnen/Partnern und bei Kindern vorherrschende Reaktionen.

„Ich war sauer, dass meine Mutter weg will. Und in einem Moment, als sie halt sagte, dass sie mit einer Frau zusammenlebt, war ich praktisch auch noch mal sauer, weil dazu kam halt etwas, was ich bis dato nicht kannte von meiner Mutter. Man hat halt in dem Moment den Eindruck: ‚Wie lange hast du mir das jetzt vorenthalten?‘. Das war dann, glaube ich, noch mal Wut in dem Moment. Die Wut richtete sich eher auf die Trennung, und dann kam große Unsicherheit dazu, weil ich halt dann plötzlich Angst hatte, ich kenne meine eigene Mutter in dem Moment nicht mehr.“

(Interviewausschnitt, Sohn über das Coming-out seiner Mutter)

Interesse gaben Geschwister sehr häufig als Reaktion auf das Coming-out an, Eltern häufig, Kinder gelegentlich – Partnerinnen und Partner kaum. Bereits hier wird die größere persönliche Betroffenheit der Partnerinnen und Partner, teilweise auch der Kinder deutlich. Eltern reagierten gemischt, Geschwister eher positiv.

„Übermäßige Wut. Hass. Es ging sogar soweit, dass ich mit Gedanken gespielt habe, mir den vorzuknöpfen, oder vorknöpfen zu lassen. Also schon extreme Gefühle, wo man dann im Nachhinein, wenn man das Ganze wieder verarbeitet hat, diese Gefühle, selbst erschrocken ist über seine eigene Reaktion, das man solche Gedanken letztendlich gehegt hat, ja? Aber es war schon eine unbegrenzte Wut und ja, keine Verärgerung, Wut. Und auch Hassgefühle.“  
(Interviewausschnitt, Schwiegervater über seine Reaktion auf Coming-out des Schwiegersohnes)

Zusätzlich haben wir die Partnerinnen und Partner nach den Reaktionen der Kinder gefragt, die zum Zeitpunkt des Coming-out in ihrem Haushalt lebten (Rupp 2009). Häufigste Antworten hier waren, dass Kinder interessiert auf das Coming-out reagiert hätten; es ohne große Bestürzung zur Kenntnis genommen hätten; es verheimlicht hätten oder besorgt gewesen seien, was Gleichaltrige denken würden.

„Mein Bruder, der ist 72 jetzt, der will auch heute nicht darüber reden, dass ich schwul bin. Das ist ihm peinlich, wenn ich ihm das erzähle. Meine Schwester, die redet auch nicht gern darüber: ‚Ach, das musst du nicht, das will ich auch alles nicht wissen.‘ [...] diese schwule Seite ist für sie sehr schwierig.“  
(Interviewausschnitt eines Mannes, Spätes Coming-out vor 18 Jahren, über die Reaktionen seiner Geschwister)

**Tabelle 3: Erste Gefühle angesichts des Coming-out**  
(Anteile in Prozent und in Klammern die Anzahl der Nennungen)<sup>25</sup>

Ich war...	Kinder	Eltern	Geschwister	Partnerinnen/ Partner
erleichtert.	12.5 (7)	16.7 (5)	<b>28.6 (14)</b>	21.6 (11)
überrascht.	<b>67.9 (38)</b>	<b>43.3 (13)</b>	<b>44.9 (22)</b>	<b>37.3 (19)</b>
traurig.	<b>25.0 (14)</b>	<b>33.3 (10)</b>	14.3 (7)	<b>58.8 (30)</b>
wütend.	12.5 (7)	3.3 (1)	0	<b>37.3 (19)</b>
hilflos.	<b>32.1 (18)</b>	<b>40.0 (12)</b>	14.3 (7)	<b>64.7 (33)</b>
ängstlich.	<b>25.0 (14)</b>	10.0 (3)	6.1 (3)	<b>31.4 (16)</b>
einsam.	16.1 (9)	3.3 (1)	2.0 (1)	<b>31.4 (16)</b>
erfreut.	12.5 (7)	10.0 (3)	<b>40.8 (20)</b>	0
interessiert.	<b>28.6 (16)</b>	<b>43.3 (13)</b>	<b>57.1 (28)</b>	11.8 (6)
schockiert.	<b>26.8 (15)</b>	23.3 (7)	6.1 (3)	<b>66.7 (34)</b>
verzweifelt.	12.5 (7)	20.0 (6)	2.0 (1)	<b>58.8 (30)</b>

<sup>25</sup> Alle fettgedruckten Werte sind größer als 25%, das heißt ein Viertel der jeweiligen Teilstichprobe.

Interessiert am Umgang des gesamten Familiensystems, haben wir die Frage gestellt, für wen das Coming-out die größte Herausforderung war. Die Kinder waren der Meinung, das sei vor allem die Ehefrau oder ihre Großmutter gewesen. Die Geschwister nannten Mutter oder Vater der Person mit dem Coming-out und auch die befragten Mütter nannten häufig sich selbst. Die Partnerinnen und Partner sahen ebenfalls ihre Schwiegermutter als sehr betroffen an, aber an vorderster Stelle sich selbst. Auswirkungen auf die Familie als Ganzes durch das Coming-out haben viele nicht gesehen, außer, dass insgesamt die Familienmitglieder offener gegenüber dem Thema Homosexualität geworden seien.

Alle Befragten gaben an, welche Arten der Unterstützung sie in Anspruch genommen hätten, um mit dem Coming-out umgehen zu können (Tabelle 4). Bücher und Broschüren sowie Wissensvermittlung im Internet nutzten vor allem Eltern und Partnerinnen/ Partner, auch persönlicher Austausch mit anderen Betroffenen war diesen beiden Gruppen wichtig. Nur Partnerinnen oder Partner haben häufig auf soziale Netzwerke im Internet zurückgegriffen. Für alle Beteiligten waren Gespräche im Freundeskreis, mit der Person selbst und mit Familienmitgliedern wichtig. Nur Eltern haben sich im Fernsehen informiert, nur Partnerinnen und Partner haben Selbsthilfegruppen, psychologische Beratung oder Therapie aufgesucht.

„Es ist einfach so, wenn man mit Freunden oder mit der Mutter darüber spricht, dass das ja sehr subjektiv gefärbt ist und einen teilweise nicht aus diesem Gedankenkarussell rausbringt und dass man einen Neutralen von außen braucht, der einem beim Sortieren hilft und einfach auch mal Anstöße gibt in eine andere Richtung zu denken oder auch mal Positives zu sehen und nicht nur Negatives.“

(Interviewausschnitt, Ehepartnerin)

**Tabelle 4: Arten der in Anspruch genommenen Unterstützung**  
(Anteile in Prozent und in Klammern Anzahl der Nennungen)<sup>26</sup>

	Kinder	Eltern	Geschwister	Partnerinnen/ Partner
Bücher/Broschüren	5.4 (3)	<b>33.3 (10)</b>	22.4 (11)	<b>52.9 (27)</b>
Wissensvermittlung via Internet	8.9 (5)	<b>30.0 (9)</b>	20.4 (10)	<b>49.0 (25)</b>
soziale Online-Netzwerke	7.1 (4)	10.0 (3)	16.3 (8)	<b>51.0 (26)</b>
Gespräche mit Freunden/ Bekannten	<b>60.7 (34)</b>	<b>46.7 (14)</b>	<b>51.0 (25)</b>	<b>74.5 (38)</b>
Gespräche mit der homo- bzw. bisexuellen Person selbst	<b>48.2 (27)</b>	<b>60.0 (18)</b>	<b>63.3 (31)</b>	<b>39.2 (20)</b>
Gespräche mit anderen Familienangehörigen	<b>44.6 (25)</b>	<b>43.3 (13)</b>	<b>40.8 (20)</b>	<b>35.3 (18)</b>
Fernsehen (z. B. Filme, Serien, Dokumentationen)	12.5 (7)	<b>26.7 (8)</b>	18.4 (9)	2.0 (1)
Selbsthilfegruppe	1.8 (1)	6.7 (2)	2.0 (1)	<b>49.0 (25)</b>
persönlicher Austausch mit anderen betroffenen Personen	7.1 (4)	<b>26.7 (8)</b>	18.4 (9)	<b>29.4 (15)</b>
individuelle psychologi- sche Beratung	5.4 (3)	6.7 (2)	0	<b>39.2 (20)</b>
Paartherapie	1.8 (1)	3.3 (1)	0	<b>29.4 (15)</b>
Psychotherapie	7.1 (4)	3.3 (1)	2.0 (1)	<b>31.4 (16)</b>
Psychiatrische Klinik	1.8 (1)	0	0	13.7 (7)
individuelle Lebens- beratung	1.8 (1)	3.3 (1)	0	7.8 (4)

<sup>26</sup> Alle fettgedruckten Werte sind größer als 25%, das heißt ein Viertel der jeweiligen Teilstichprobe.

Die unterschiedlichen Gedanken zur Unterstützung führt die Tabelle 5 auf. Hier wird zunächst deutlich, dass insbesondere Partnerinnen und Partner und Eltern ein Informationsdefizit empfunden haben, sodass sie sich auf verschiedene Weise zum Thema Homosexualität informiert haben. Zum anderen bestätigen auch diese Antworten die besondere Situation der Partnerinnen und Partner im Vergleich zu allen anderen Angehörigen. Auffällig ist beispielsweise, dass im Gegensatz zu allen anderen Familienangehörigen den Partnerinnen und Partner Gespräche mit der geouteten Person eher nicht ausreichten.

**Tabelle 5: Gedanken zur Unterstützung**

(von 1 = Ablehnung bis 6 = Zustimmung; mittlere Zustimmung mit Standardabweichung in Klammern)

	Kinder	Eltern	Geschwister	Partnerinnen/ Partner
Ich habe mir sofort Unterstützung bei meiner Familie oder Freundinnen/Freunden gesucht.	2.59 (1.92)	2.62 (1.86)	2.49 (1.70)	3.25 (2.07)
Ich habe mich geschämt, jemanden zurate zu ziehen.	2.64 (1.96)	2.04 (1.69)	1.54 (1.29)	3.14 (2.1)
Ich habe zu allererst im Internet nach Foren bzw. Selbsthilfegruppen gesucht.	1.46 (1.28)	2.19 (1.83)	1.40 (1.22)	3.93 (2.15)
Ich habe mich erstmal über das Thema „Homosexualität“ kundig gemacht.	1.69 (1.39)	3.39 (2.17)	2.09 (1.68)	3.65 (2.07)
Ich bin viel zu spät auf hilfreiche Unterstützung gestoßen.	1.89 (1.71)	1.88 (1.54)	1.24 (0.85)	2.63 (1.83)
Ich musste das erstmal mit mir allein ausmachen.	3.71 (2.02)	3.32 (2.04)	2.40 (1.74)	3.79 (1.98)
Die Gespräche mit der geouteten Person haben mir gereicht.	4.02 (1.89)	4.79 (1.77)	4.16 (1.83)	2.27 (1.7)

Bemerkenswert ist, dass auf die Frage, weswegen sie in psychiatrischer oder psychologischer Behandlung waren, knapp die Hälfte der Partnerinnen (43%) mit einer Diagnose antworteten (Depression, Posttraumatische Belastungsstörung, wenige auch Burn-out oder Suizidgedanken). In keiner der anderen Teilstichproben erwähnten die Teilnehmenden vergleichbar viele Diagnosen (z. B. insgesamt fünf Kinder nannten überhaupt eine Diagnose). Dies verdeutlicht eindrucksvoll den Leidensdruck, welcher speziell von Partnerinnen und Partnern in dieser Situation empfunden wird.

In Anspruch genommene Beratungen oder Therapien wurden im Allgemeinen als sehr positiv und hilfreich wahrgenommen. Wenig Zustimmung gab es für die Aussagen, dass die angemessene professionelle Unterstützung leicht zu finden war bzw. dass die Therapeuten und Beraterinnen ausreichend für die spezifische Situation ausgebildet waren (siehe Tabelle 6).

**Tabelle 6: Wahrnehmung und Bewertung der Therapie/Beratung**

(1 = Ablehnung bis 6 = Zustimmung, mittlere Zustimmung mit Standardabweichung in Klammern)

Es war leicht, angemessene professionelle Unterstützung zu finden.	3.06 (1.84)
Der Berater bzw. die Therapeutin konnte sich gut in meine Situation einfühlen.	4.39 (1.59)
Die professionelle Unterstützung hat mir in meiner Situation sehr weitergeholfen.	4.51 (1.5)
Ich habe mich in der Beratung bzw. Therapie akzeptiert gefühlt.	5.00 (1.41)
Die Beraterin bzw. der Therapeut war wenig für meine Situation ausgebildet. (negativ formulierte Aussage)	2.80 (1.91)

### 3.6 Schlussfolgerungen

Die Stichprobengrößen erlauben erste Einblicke in die Vielfalt der Umgangsweisen und in typische Muster beim Umgang von Familienmitgliedern mit einem Späten Coming-out. Partnerinnen und Partner nehmen eine Sonderrolle ein. Sie fühlen sich in ihrer Identität viel stärker betroffen als andere Familienmitglieder und natürlich ist es für sie eine enorme Aufgabe, eine neue Beziehungsform (wenn überhaupt) mit dem ehemaligen Lebenspartner bzw. der damaligen Lebenspartnerin zu finden. Eltern und Partnerinnen/Partner haben ein größeres Informationsdefizit als die übrigen Gruppen. Schwestern fällt der Umgang mit dem Coming-out am leichtesten, Männern insgesamt schwerer als Frauen. Für Mütter scheint das Coming-out ihrer Kinder auch häufig ein schwieriges Thema zu sein, aber sie finden im Laufe der Zeit einen guten Umgang damit. Ein deutliches Zeichen für den hohen Leidensdruck der Partnerinnen und Partner ist ihre häufige Inanspruchnahme professioneller Unterstützung. Diese bewerten sie zwar als sehr hilfreich, jedoch als schwierig zu finden. Zudem sehen sie Defizite in der Ausbildung und Vorbereitung von Beraterinnen und Beratern auf ihre spezielle Situation.<sup>27</sup>

## 4 Großeltern in Regenbogenfamilien

Ilka Borchardt & Heiko Reinhold

### 4.1 Eltern von Homosexuellen sein

Großeltern in Regenbogenfamilien sind Eltern von Lesben und Schwulen. Als solche haben sie bereits das Coming-out ihrer Tochter oder ihres Sohnes erlebt. Für die Eltern ist damit ein eigenes Coming-out verbunden. Ebenso wie Lesben und Schwule bei ihrem Coming-out müssen auch Eltern sich mit ihrer „heterosexuellen Vorannahme“ über ihr Kind auseinandersetzen. Das heißt, dass sie zunächst „wie selbstverständlich davon ausgegangen sind, ihr Kind sei heterosexuell“ (Rauchfleisch 2012: 86). Selbst wenn es in der Verwandtschaft oder im Freundeskreis Lesben und Schwule gibt, denken jedoch wenige daran, dass auch das eigene Kind homosexuell sein könnte.

Der Bundesverband der Eltern, Freunde und Angehörigen von Homosexuellen hat Informationen aus der Perspektive von und für Eltern auf seiner Internetseite zusammengestellt. Hier finden sich Berichte über Erfahrungen und Sorgen von Eltern im und nach dem Coming-out, Literaturempfehlungen und weiterführende Materialien.  
[www.befah.de](http://www.befah.de)



Das Coming-out als Eltern verläuft ebenso in Phasen wie ein Coming-out als Lesbe oder Schwuler (und kann ebenso in jeder Phase pausieren oder stagnieren). Stark vereinfacht kann von zwei Phasen gesprochen werden, die auf die oftmals als krisenhafte und Schock erlebte Nachricht von der Homosexualität der Kinder folgen: dem inneren und dem äußeren Coming-out. Im Mittelpunkt der ersten Phase stehen das Gewahrwerden und die Auseinandersetzung mit der Tatsache, dass die Tochter lesbisch oder der Sohn schwul ist. „Je nach Persönlichkeit und den Lebensumständen gehen Eltern mit dieser Situation



„Zu Ihrem Erstaunen, unter Umständen sogar voller Scham, spüren Sie angesichts dieser Situation vielleicht, dass Sie keineswegs so offen und tolerant sind, wie Sie immer gedacht hatten. Und Sie machen die Erfahrung, dass es relativ einfach ist, etwas zu tolerieren – was noch lange nicht wirklich *akzeptieren* bedeutet! –, das man aus der Ferne betrachtet. Viel schwieriger ist es aber nun, wo Sie direkt damit durch einen Menschen konfrontiert sind, der Ihnen sehr nah und vertraut ist.“  
(Rauchfleisch 2012: 88; kursiv im Original)

ganz unterschiedlich um.“ (Rauchfleisch 2012: 86). Die Auseinandersetzung mit Homosexualität bleibt dabei nicht auf einer abstrakten, theoretischen Ebene. Vielmehr ist dies ein emotionaler Prozess, der schwierig oder leidvoll sein kann. Der Prozess

<sup>27</sup> Im Anhang des Handbuchs finden sich Internetseiten für Familienangehörige mit einem Späten Coming-out in der Familie.

umfasst unterschiedliche Dimensionen, z.B. Fragen der Religion, der psychischen und physischen Gesundheit wie HIV und Aids, der Familienplanung, der sozialen Absicherung und beruflichen Folgen eines Coming-outs.<sup>28</sup>

Wichtig ist, sich die Zeit zuzugestehen, die eigenen Gefühle zu klären, bis die gleichgeschlechtliche Orientierung des Kindes als Tatsache anerkannt und akzeptiert werden kann. Dabei ist der Moment, in dem sich die lesbische Tochter oder der schwule Sohn den Eltern gegenüber outet, für Kinder und Eltern bzw. Angehörige von Ungleichzeitigkeit bestimmt: Das Kind hat sich meist bereits längere Zeit mit der Frage der sexuellen Identität auseinandergesetzt. Für Eltern oder Angehörige hingegen ist die Mitteilung meist ein Schock oder zumindest eine Überraschung. Die häufigsten ersten Reaktionen auf das Coming-out der Kinder sind folgende:

- Habe ich etwas falsch gemacht?
- Was wird jetzt aus meinem Kind? Warum muss er/sie es so schwer haben?
- Dann werde ich ja nie Großmutter bzw. Großvater!

Diese Reaktionen unterscheiden sich durch ihre Perspektive. Die Frage nach vermeintlichen Erziehungsfehlern geht zum einen davon aus, dass Homosexualität etwas Falsches oder Minderwertiges wäre.

Sie drückt also Abwertung aus. Außerdem stellt sie implizit die Frage nach der Entstehung von Homosexualität.<sup>29</sup>

Diese ist jedoch nicht eindeutig zu beantworten, bzw. „es gibt so viele Entstehungstheorien der Homosexualität, wie es Forscher gibt, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben“ (Kentler 1985: 298).

In den vergangenen Jahren wurden immer weniger Forschungen zu Ursachen von Homosexualität durchgeführt. Ein Grund dafür mag sein, dass jede Ursachenforschung früher oder später auch für sogenannte „Heilungsversuche“ benutzt werden kann. Die Ablehnung von Ursachenforschung ist mithin Ausdruck eines selbstbewussten Umgangs mit der nicht-heterosexuellen Identität oder Lebensweise, die sich nicht mehr rechtfertigen, erklären oder gar entschuldigen will. Dennoch ist dies eine der häufigsten Fragen, die auch Eltern sich stellen.



„Für viele Eltern ist die Vorstellung hilfreich, Homosexualität sei angeboren, da diese Vorstellung sie von Selbstvorwürfen entlastet und sie von dem inneren Zwang befreit, sie müssten etwas gegen die sexuelle Orientierung ihres Kindes unternehmen.“

([www.befah.de/index.php/infos/91-Infos/77-wie-entsteht-homosexualitaet](http://www.befah.de/index.php/infos/91-Infos/77-wie-entsteht-homosexualitaet))



Falls Ihnen auf der Zunge liegt zu fragen „Wie haben Sie gemerkt, dass Sie schwul/lesbisch sind? Was glauben Sie, warum es Homosexualität gibt?“ – stellen Sie sich einmal die folgenden Fragen: „Wann haben Sie gemerkt, dass Sie heterosexuell sind? Warum sind Sie heterosexuell?“ Wurden Ihnen diese Fragen schon einmal gestellt?

Die zweite Reaktion, warum das Kind es so schwer haben würde, legt den Schwerpunkt auf den Umgang mit Homosexualität im sozialen Umfeld und der Gesellschaft. Hier geht es also um die Sorge für das Kind, das nicht den gesellschaftlichen Normen entspricht. Und um die Befürchtung von daraus resultierender Diskriminierung. Die dritte Reaktion drückt eigene Erwartungen aus, die enttäuscht zu sein scheinen. Hier geht es vor allem um den Wunsch, selbst Großeltern zu werden und die Familie fortgeführt zu sehen. Dass diese Erwartungen durch Homosexualität vermeintlich enttäuscht werden, ist Ausdruck des Vorurteils, dass Homosexualität und Familie bzw. Homosexualität und Elternschaft unvereinbar wären. Auch wenn die Ansichten über Homosexuelle in den vergangenen Jahren vielfältiger, freier von Vorurteilen geworden und Bilder von sogenannten Regenbogenfamilien in den Medien präsenter sind, ist doch das letztgenannte Vorurteil eines der beständigsten. Dies ist eine der Herausforderungen für Eltern von Lesben und Schwulen, die es auch im zweiten Coming-out, nämlich als Großeltern in Regenbogenfamilien, zu meistern gilt, wenn der bereits verloren geglaubte Traum doch noch Realität wird.

Zur ersten Phase des Coming-outs, dem inneren Coming-out als Eltern, gehört es, sich der eigenen Gefühle bewusst zu werden, sich mit dem Thema Homosexualität auseinanderzusetzen, Informationen zu sammeln und „ein differenzierteres Bild davon zu gewinnen, als Sie es bisher vielleicht gehabt haben“ (Rauchfleisch 2012: 91). Die lesbische Tochter oder der schwule Sohn sind Experten, da sie das Coming-out bereits mehr oder weniger hinter sich haben. Sich zu informieren bedeutet nicht, dass man alles an lesbisch-schwulen Lebensweisen auch gut finden müsste. Es ist „aber wichtig, (...) sich unvoreingenommen damit auseinander[zusetzen] und [das] Kind zu verstehen versuchen“ (Rauchfleisch 2012: 91). Auch Probleme müssen den Kindern gegenüber nicht verheimlicht werden. Offene und ernsthafte Diskussionen stärken vielmehr die gemeinsame Beziehung, wenn sie von Wertschätzung geprägt

<sup>28</sup> Diese ausführlich hier darzustellen, würde den Rahmen des Themas Großeltern in Regenbogenfamilien sprengen. Daher führen wir im Anhang des Handbuchs auch ausgewählte Ratgeber und Erfahrungsberichte von Eltern auf. <sup>29</sup> Dagegen wird nach der Entstehung von Heterosexualität in Alltagsgesprächen ebenso selten gefragt wie in der Forschung.

sind. Die Eltern erhalten die nötigen Informationen und können sich eine eigene Meinung bilden. Das Kind kann die eigene Sicht schärfen und in seiner Argumentation sicherer werden (Rauchfleisch 2012). Aber auch Fachliteratur und Bücher, Gespräche mit anderen Lesben, Schwulen und bisexuellen Menschen, sowie Selbsthilfegruppen<sup>30</sup> von Eltern von Lesben und Schwulen sind wichtige Informationsquellen. Der Austausch mit Menschen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, gibt die Möglichkeit, auch über Vorbehalte oder Perspektiven zu sprechen. Die Solidarität in solchen Gruppen stärkt außerdem für die zweite Phase des Coming-outs.

Gespräche mit Menschen in ähnlichen Situationen, z. B. in Selbsthilfegruppen, markieren den Übergang von der ersten zur zweiten Phase des Coming-outs, dem äußeren Coming-out. Im äußeren Coming-out geht es um die soziale Positionierung als Eltern eines homosexuellen Kindes vor Angehörigen, Freunden und Bekannten, also im sozialen Umfeld. Dazu gehört, auf Fragen von Nachbarn („Hat Ihre Tochter/Ihr Sohn immer noch keinen Freund/keine Freundin?“) selbstbewusst zu antworten, beispielsweise mit „Nein, aber eine Freundin/einen Freund.“ Sich outende Eltern befinden sich in einer vergleichbaren Situation wie das Kind in seinem Coming-out. Daher ist es notwendig, das Kind vorher nach seinen Erfahrungen und quasi um „Erlaubnis“ zu fragen. Auch die Erfahrungen anderer Eltern und, sofern vorhanden, zwischen beiden Eltern des geouteten Kindes sind hier hilfreich, um die Konsequenzen eines Outings einzuschätzen. Oft gewinnen Beziehungen nach einem Outing an Tiefe: „[Diese] Mitteilung führt beim Gegenüber häufig dazu, dass dieses über eigene persönliche Themen zu reden beginnt, die bisher in [den] Gesprächen nie berührt worden sind.“ (Rauchfleisch 2012: 100). Manche Beziehungen können sich aber auch verschlechtern oder ganz abbrechen. Ebenso kann ein Coming-out fatale Folgen haben, wenn z. B. das berufliche Umfeld Homosexualität ablehnt. Diese Konsequenzen gilt es kritisch und realistisch einzuschätzen. Die Akzeptanz der gleichgeschlechtlichen Orientierung ist jedoch nicht unbedingt vom Alter der anderen Person abhängig. So können gerade Großeltern von Lesben und Schwulen toleranter und verständnisvoller und den Eltern Verbündete in deren Coming-out sein: Es ist wichtig, Großeltern nicht zu unterschätzen. Wie im folgenden Kapitel deutlich wird, bringt die Position als Großeltern die Chance zu einer „gelassenen Distanz zur Erziehungspflicht“ mit sich. Das führt dazu, dass Großeltern bei einem Coming-out der Enkel weniger mit eigenen Schuldgefühlen oder Vorwürfen konfrontiert sind als die Eltern. Dennoch ist das Vorurteil weitverbreitet, dass gerade ältere Generationen mit gleichgeschlechtlichen Orientierungen besonders große Probleme hätten. Es kommt jedoch hier auch auf die Position im Verwandtschaftssystem und natürlich die Persönlichkeiten selbst an, wie die Menschen mit einem Coming-out umgehen.

Insbesondere beim Coming-out in der Familie, vor gemeinsamen Bekannten oder wenn Eltern mit einer dritten Person über die Homosexualität des Kindes sprechen möchten, braucht es Absprachen zwischen Eltern und ihren schwulen oder lesbischen Kindern über die nächsten Coming-out-Schritte. Der gemeinsame, unterstützende Weg sollte das Ziel für die gesamte Familie sein. So sollten die Eltern erst nach Rücksprache mit dem schwulen Sohn oder der lesbischen Tochter über deren Homosexualität mit befreundeten Nachbarn oder Bekannten sprechen.

Ist das Coming-out erfolgreich bewältigt, haben heterosexuelle Eltern gesamtgesellschaftlich gesehen jedoch mehr Freiheiten als die lesbische Tochter oder der schwule Sohn selbst und sind potentiell nicht aufgrund der eigenen sexuellen Identität angreifbar. Damit können Eltern aus ihrer Position heraus einen wichtigen Beitrag zu Akzeptanz und Verständnis leisten. Zudem ist der Stress, etwas zu verheimlichen, eine große Belastung, er kostet Kraft und kann die Beziehung zum Kind belasten: Man muss damit rechnen, dass die entsprechenden Personen (z. B. im Verwandten- oder Bekanntenkreis) irgendwann von anderer Seite von der Homosexualität des Kindes erfahren. Die Energie, die das Verheimlichen und gegebenenfalls auch Lügen<sup>31</sup> bindet, kann viel effektiver in eine konstruktive Auseinandersetzung investiert werden.

## 4.2 Großeltern werden und sein



Was verbinden Sie mit dem Gedanken an Großeltern? Finden Sie bitte wenigstens drei Assoziationen mit Großelternschaft! Vielleicht stammen diese Bilder aus Ihrer eigenen Familiengeschichte, aus Ihrem sozialen Netzwerk oder aus dem beruflichen Kontext. Was fällt Ihnen dabei auf? Gibt es Widersprüche? Oder gehen die Vorstellungen alle in eine Richtung? Haben Sie sich schon einmal diese Fragen gestellt?

Großeltern-Enkel-Beziehungen gehören neben den Eltern-Kind-Beziehungen in heutigen Mehrgenerationenfamilien zu den „tragenden Säulen der Beziehungsstrukturen.“ Dabei wird ihre Bedeutung bis heute „zuweilen erheblich unterschätzt“

<sup>30</sup> Z. B. in einer der bundesweiten Elterngruppen des befah e. V., zu finden unter: [www.befah.de](http://www.befah.de). <sup>31</sup> Z. B. von Partner des Sohnes als seiner „Freundin“ zu reden oder ihn als Single darzustellen

(Brake, Büchner 2007: 199)<sup>32</sup>, obwohl wesentlich mehr Kinder und Jugendliche heute noch lebende Großeltern haben als noch vor 60 Jahren. Aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung teilen Großeltern und Enkel heute mehr Lebenszeit. Zusätzlich ist zu bedenken, dass viele Kinder der Nachkriegsgeneration kriegsbedingt keine Großeltern mehr hatten.

Großeltern zu werden, bringt Veränderungen auf verschiedenen Ebenen mit sich: hinsichtlich der Generationenfolge in der Familie, der eigenen Geschichte als Eltern und damit der Beziehung zu den eigenen Kindern, aber auch auf der Ebene von Alltagsorganisation. Insbesondere das Aufrücken in der Generationenfolge ist eng verbunden mit Vorstellungen über das Alter, das Älterwerden und die entsprechende Position in Gesellschaft und Familie.

Hier wirkt z. B. das Bild von den „weisen Alten“. Alte oder ältere Menschen als Großeltern werden entsprechend auch als „Vermittler von Werten“, als „Bewahrer von Traditionen“ und nicht zuletzt als „Zeugen der (Familien-) Geschichte“ verstanden. Der Gedanke an Großeltern beinhaltet häufig auch Nachsicht, Geduld, Güte und Verwöhnen der Enkelkinder und fehlende Strenge. Im Gegensatz dazu steht die schon erwähnte Vorstellung von Großeltern als autoritär und weniger tolerant gegenüber nicht-normativen Lebensweisen, das heißt z. B. Homosexualität.<sup>33</sup> Vorstellungen von Großeltern sind vielfältig und nicht eindeutig.

Bei aller Vielfalt der Bilder stehen diese Vorstellungen stets im Kontext von Generationenbeziehungen (und Familie). Wenn sich die Beziehungen zwischen Generationen wandeln, verändern sich entsprechend die Bilder von Großeltern (und umgekehrt). Ebenso variieren sie im Zusammenhang mit neuen Geschlechterrollen sowie mit Vorstellungen vom Lebensalter. Die Vorstellungen von Lebensalter wurde in den vergangenen Jahren stark relativiert und erneuert. So sind „bestimmte Lebensstile, Lebensgefühle, Konsumverhalten oder Geschmacksrichtungen“ (als ein Ausdruck von Lebensalter) „nicht mehr an bestimmte Altersgruppen gebunden“ (Schweppe 2007: 275).<sup>34</sup> Aber auch das Wissen und die Erfahrung, die bislang mit höherem Lebensalter einhergingen, haben an Bedeutung für die Strukturierung von Generationenbeziehungen verloren. Hier kehren sich „traditionelle Bildungsverhältnisse zwischen Jung und Alt“ zum Teil um.<sup>35</sup> Welche Konsequenzen dies für die Stellung von alten Menschen in der Familie hat, für Generationenbeziehungen und für Familienbilder, ist noch rein spekulativ und unerforscht (Schweppe 2007: 274f.). Damit verlieren traditionelle Bilder von Großelternschaft<sup>36</sup> ihre Wirksamkeit als Beispiele oder Orientierung. Angesichts der Veränderungen von Generationenbeziehungen und von Vorstellungen von Alter bestehen gerade darin jedoch auch die Möglichkei-

ten zur Ausgestaltung der eigenen Rolle als Großeltern und zum Ausprobieren eigener Modelle. „Die Großelternrolle wird so zu einer „roleless role“, weil es weder institutionalisierte Normen noch einheitliche Erwartungen dafür gibt“ (Brake, Büchner 2007: 200).

Potenziale für Großeltern liegen außerdem im Verhältnis zu den eigenen Kindern und in den Möglichkeiten der Teilhabe und Aktivität. Durch die veränderte Position im Verwandtschaftssystem und dem damit einhergehenden Abstand zur eigenen Elternschaft (die eigenen Kinder werden Eltern) wird eine Reflexion der Elternschaft, aber auch der eigenen Eltern möglich. Mit der Distanz zur Erziehungspflicht können Erziehungserfahrungen (als Eltern und als Kind) aus einer neuen Perspektive erlebt werden und gegebenenfalls bei den Enkelkindern revidiert werden. Die Entbindung von der Erziehungspflicht geht in eine „gelassene Distanz“ auf, die es wiederum möglich macht, das Werden und Wachsen der Familie und der Enkelkinder einfach zu genießen.

Die Beziehung zu den eigenen Kindern verändert sich ebenfalls. Dank des Perspektivwechsels und der möglichen Reflexion der eigenen Elternschaft kann sie an Tiefe gewinnen. Manche frischgebackenen Eltern beklagen sich über Einmischung ihrer eigenen Eltern in Fragen der Erziehung. Andere junge Eltern haben aus verschiedenen Gründen gar keinen Kontakt mit der Großelterngeneration. Dabei stellen Großeltern eine wichtige Ressource in der Alltagsorganisation und für die Betreuung dar, abhängig natür-

„Mit dem Alter kommt ja auch das schnellere Nachlassen der Kräfte. Dieser Trubel im Haus, wenn die Enkel da sind, ist schon anstrengend. Und das Praktische ist ja, dass man sie immer wieder an die Eltern abgeben kann. Das Dumme ist nur, dass man die Kleinen dann doch nach einer Viertel- oder halben Stunde Verschnaufpause wieder vermisst und die Stille einem zu viel wird.“ (ein Teilnehmer eines Workshops zum Thema „Großeltern in Regenbogenfamilien“, April 2013)



<sup>32</sup> Die Forschung über Großeltern ist bis heute noch sehr überschaubar. Die meisten Forschungsergebnisse bewegen sich auf einer deskriptiven Ebene oder im Rahmen der Erforschung von Generationenbeziehungen. Die Studien zielen primär auf die Sicht der Großeltern. Noch weniger erforscht aber ist die Perspektive der Enkelkinder. Themen der Großelternforschung waren bislang vor allem Interaktionsstile und Typen von Großelternschaft (Brake, Büchner 2007: 201ff.). <sup>33</sup> Hieran wird deutlich, dass Bilder nicht kohärent sein müssen, sondern sich durchaus auch widersprechen können. Dies ändert jedoch nichts an ihrer Wirkungskraft. <sup>34</sup> „Längst ist es nicht mehr ungewöhnlich, dass Alte joggen oder sich zu Seniorenrock- oder -punkbands zusammenschließen.“ (Schweppe 2007: 275). <sup>35</sup> Z. B., dass Enkelkinder den Großeltern die Nutzung von Internet und Mobiltelefon erläutern, die Großeltern hingegen den Enkelkindern nicht mehr bei den Hausaufgaben helfen können. <sup>36</sup> Auch wenn diese nur vermeintlich eindeutig und normativ gewesen sein dürften, ebenso wie Bilder von Familie (vgl. Fuhs 2007) u.a..

lich von räumlicher Nähe, aber auch entscheidend von der Art der Beziehung zwischen Eltern und Großeltern. So gehört „die engagierte Enkelkindbetreuung (...) [für viele] zu den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten im Denken der Großeltern-Generation, auch wenn es ‚distanzierte‘ Großeltern-Enkel-Verhältnisse mit nur gelegentlichen Kontakten gibt“ (Brake, Büchner 2007: 200). Großeltern spielen damit eine wichtige Rolle für die Entlastung der jungen Eltern, aber auch für die soziale Entwicklung der Kinder. Großeltern gelten neben den Eltern als wichtige Bezugspersonen, die sich den Enkelkindern „in einer ganz persönlichen Weise zu[wenden]“ (Lüscher 2008: 50) und an denen die Enkelkinder soziale Fähigkeiten ausprobieren können. Im Falle von homosexuellen Kindern heterosexueller Eltern können diese Potenziale jedoch auch komplett wegfallen: Wenn die Eltern auf das Coming-out der Kinder mit Beziehungsabbruch antworten, verlieren nicht nur die Kinder ihre Eltern als Unterstützungspersonen für Alltag und Kinderbetreuung, sondern auch die Enkelkinder diese erwachsenen Bezugspersonen.

Grundsätzlich verändert sich die Beziehung zwischen Großeltern und Enkelkind(ern) auch mit dem Alter der Enkelinnen und Enkel: Im Kleinkindalter stehen eher Betreuungsaufgaben im Vordergrund; mit zunehmendem Alter kommen mehr eigene Kontakte und gemeinsame Aktivitäten unabhängig von den Eltern dazu. Ebenso leisten Großeltern den jugendlichen oder jungen erwachsenen Enkelinnen und Enkeln emotionale und/oder finanzielle Unterstützung. Mit zunehmendem Alter der Großeltern kann die Unterstützung aber auch gegenseitig oder umgekehrt werden, wenn beispielsweise Großeltern pflegebedürftig werden.

Für die meisten Menschen stellt es eine freudige Nachricht dar, wenn sie Großeltern werden. Selten werden die damit verbundenen Veränderungen und Herausforderungen bewusst und im Voraus reflektiert, sondern im Verlauf der Zeit im Alltag wahrgenommen und gemeistert. Im Falle von Großeltern in Regenbogenfamilien ist die Ausgangssituation eine andere. Das hat vor allem drei Gründe, die im Folgenden genauer dargestellt werden: Der Weg in die Großelternschaft ist in Regenbogenfamilien selten ein geradliniger und einfacher, die Frage der Verwandtschaft von biologischen und sozialen Großeltern spielt eine Rolle, und es gibt kaum Rollenmodelle für Großeltern von Kindern aus gleichgeschlechtlichen Partnerschaften.

### 4.3 Der Weg zur Großelternschaft in Regenbogenfamilien

Für Eltern von Lesben und Schwulen gibt es verschiedene Wege, Großeltern zu werden. Der bis heute noch am weitesten verbreitete Weg, wie Lesben oder Schwule Eltern geworden sind<sup>37</sup>, ist über eine heterosexuelle Beziehung vor dem Coming-out.<sup>38</sup> Für lesbische Paare besteht eine Möglichkeit zur Elternschaft in der Insemination (künstliche Befruchtung) mit einer Samenspende. Diese kann anonym (per Samenbank) oder von einem befreundeten bzw. bekannten Mann erfolgen. Hierzu gehört auch das Modell einer Queerfamily, das heißt wenn ein befreundetes Lesben- und Schwulenpaar gemeinsam Kinder zeugen und dann auch die Elternpflichten teilen. In jedem Fall bedeutet dies, dass nur eine der beiden Frauen in einem Lesbenpaar bzw. einer der beiden Männer eines Schwulenpaars ein biologisches Elternteil ist. Die Partnerin oder der Partner sind dann soziale Eltern, können aber keine biologische Verwandtschaft für sich reklamieren. Damit gibt es auch, selbst wenn alle Großeltern (in Regenbogenfamilien zwei, in Queerfamilies vier Großelternpaare) leben, jeweils ein biologisches und ein soziales Großelternpaar.<sup>39</sup>

Aktuell nutzen immer mehr lesbische Paare die Möglichkeit, ihren Kinderwunsch durch Insemination zu verwirklichen. Insemination als Weg zur Großelternschaft stellt für viele Eltern von Lesben eine Herausforderung dar: Erste Reaktionen auf diese Idee sind Ekel oder Aversion, gefolgt von Unverständnis über das „Wie?“. Darauf schließen sich oft auch Gegenargumente an, die die gesamte Palette von Vorurteilen gegenüber Homosexualität widerspiegeln. Die emotionalen Reaktionen auf die Möglichkeit einer Insemination beziehen sich auf das tradierte Bild einer Zeugung. Ohne genaueres über den Ablauf einer Insemination zu wissen, werden Bilder von Zeugung in einer sterilen Umgebung und durch ganz in Weiß gekleidete Außenstehende wach. Schlagworte wie „Kinder aus dem Reagenzglas“, „Babymacher“ und „Fortpflanzungsindustrie“ versuchen einen wertenden Gegensatz herzustellen zwischen künstlicher Befruchtung einerseits und andererseits einer moralisierenden und zugleich biologistischen Vorstellung über die Entstehung eines Kindes, nämlich in einem „Akt der Hingabe und Liebe“, bei dem das entstehende Kind dann das Geschenk sei. Ausgeblendet wird dabei nicht nur, dass auch viele

<sup>37</sup> Zu Zugangsmöglichkeiten und zur rechtlichen Situation bezüglich reproduktiver Medizin für Homosexuelle siehe die aktuellen Informationen des LSVD-Projekts „Regenbogenfamilien“ unter [www.family.lsvd.de](http://www.family.lsvd.de).  
<sup>38</sup> In einem solchen Fall ist die gesamte Familie mit einem Späten Coming-out konfrontiert. Die Herausforderungen, Lösungswege und Ressourcen von Angehörigen in einem Späten Coming-out werden im Kapitel 3 „Der Umgang von Familienangehörigen mit einem Späten Coming-out in der Familie“ dieses Handbuchs dargestellt. <sup>39</sup> Hierzu ausführlicher im Abschnitt 4.4 „Wer ist verwandt?“.

heterosexuelle Paare aus verschiedenen Gründen Reproduktionsmedizin in Anspruch nehmen.

Ignoriert wird auch, dass lesbische und schwule Paare gleichermaßen mit der Realisierung eines Kinderwunsches einen Weg betreten haben, der die gründliche Auseinandersetzung mit der Verantwortung für ein Kind in einer ungewöhnlichen Familienkonstellation und mit Elternschaft voraussetzt. Dies betrifft nicht nur die Möglichkeit der Insemination (für lesbische Paare), sondern auch der Adoption (als Einzelperson) und Pflegschaft (für schwule Paare): Alle, die einen solchen Weg bewusst auf sich nehmen, werden nicht zufällig Eltern und lassen es sicher nicht an Hingabe und Liebe mangeln – weder den gewünschten Kindern noch der Partnerin oder dem Partner gegenüber.

Sind diese ersten emotionalen Reaktionen überwunden oder gar verarbeitet, folgt oftmals Unverständnis. Neugier kann ein hilfreicher Ausdruck des Unverständnisses sein. Fragen wie „Wie funktioniert denn das?“, „Wo bekommt ihr den Mann (oder das Sperma) dazu her?“, mögen zunächst unbeholfen klingen. Je nach Tonfall können auch solche Fragen natürlich Ablehnung und Abwertung ausdrücken. Sind sie aber Ausdruck ernsthafter Neugier, zeigen sie, dass die zukünftigen Großeltern beginnen, sich mit dem Gedanken zumindest auseinanderzusetzen. Ähnlich wie im ersten Coming-out haben die (werdenden) Großeltern hier die Möglichkeit, vom Wissen der werdenden Eltern, nämlich ihrer Kinder, zu profitieren, sich zu informieren und unbewusste eigene Haltungen zu überdenken. Eine offene, interessierte Neugier und nicht-wertende Fragen nehmen die (erwachsenen) Kinder als gleichberechtigte Personen mit eigenen Erfahrungen und Wissen ernst und helfen so, die Beziehung zwischen den homosexuellen Kindern und ihren Eltern zu vertiefen.

Nicht selten aber stehen vor der Neugier oder gar anstelle der Neugier und des Fragens Gegenargumente. Das häufigste Argument gegen Insemination besagt, dass ein heterosexueller Zeugungsakt der einzig wahre Weg zur Entstehung eines Kindes sei, weil Mann und Frau beteiligt sind und dieser Weg damit der einzig natürliche sei. Daraus resultiert die moralische und ethische Abwertung und Ablehnung von Insemination, insbesondere wenn es dabei um lesbische Frauen geht. Bei heterosexuellen Paaren jedoch gilt Insemination für viele als legitime Methode der reproduktiven Medizin, z. B. bei Unfruchtbarkeit. Interessant ist, dass gesamtgesellschaftlich gesehen in und in Bezug auf heterosexuelle Beziehungen meist überhaupt erst dann über Sex gesprochen wird, wenn es mit der Reproduktion, also mit der Zeugung eines Kindes „nicht klappt“. Auf der anderen Seite wird ein homosexuelles Coming-out jedoch meist sofort (zumindest im Kopf des Gegenübers) beglei-

tet von Fragen wie „Wer hat denn bei euch welche Rolle im Bett?“. Hier steht also die Frage nach Sex im Vordergrund. Unabhängig davon, wie die heteronormative Fantasie die Rollen in einer gleichgeschlechtlichen sexuellen Beziehung verteilt, bleibt die Frage nach der Zeugung eines Kindes offen und wird erst im Falle eines Kinderwunschs gestellt. Dann aber wird diese Frage als Argument gegen homosexuelle Elternschaft verwendet: Wo das Nachdenken über Sex in heterosexuellen Beziehungen erst beginnt (nämlich beim Kinderwunsch), bleibt es beim Nachdenken über Sex in homosexuellen Beziehungen, ohne dass der Kinderwunsch oder Möglichkeiten der Reproduktion überhaupt in Betracht gezogen werden.

Ein weiteres Vorurteil, das gegen lesbische Mutterschaft angeführt wird, ist die Vorstellung von Lesben als männerfeindlich. Dieses wird oft gefolgt von einem abwertenden und gleichermaßen gekränkten Kommentar wie „Aber um ein Kind zu kriegen, ist der Mann dann auf einmal gut genug...“. Hieran zeigt sich die Komplexität der Vorstellungen, die sich um die Möglichkeit homosexueller Elternschaft ranken: Geschlechtervorstellungen, Vorstellungen von Sex und von Reproduktion sind eng verwoben und dienen gemeinsam der Ablehnung von homosexueller Elternschaft. Auch die werdenden Großeltern müssen sich mit solchen oder ähnlichen Bildern im Kopf auseinandersetzen, die nun durch die Familiengründung ihrer Kinder aktiviert werden. Die Bearbeitung dieser Vorstellungen ist nicht nur nötig, um selbst ihre Rolle als Großeltern auszufüllen, sondern auch, um auf eventuelle Anwürfe von außen adäquat und selbstbewusst reagieren zu können. Die Zeit der Familienplanung ist genau die richtige Zeit für diese Auseinandersetzung.

Weitere Argumente berufen sich auf das Kindeswohl, das angeblich infrage stünde. Bei genauerer Betrachtung erweisen sie sich jedoch als Ausdruck von Vorurteilen gegenüber homosexueller Elternschaft per se: Diese Vorurteile sprechen Homosexuellen die Qualifikation als Eltern ab; es wird befürchtet, Kinder aus gleichgeschlechtlichen Familien könnten selbst homosexuell werden; Homosexuellen mit Kinderwunsch wird Egoismus unterstellt, weil sie bewusst ihre Kinder möglicher Diskriminierung aussetzen usw. Die Sorge, Kinder aus Regenbogenfamilien könnten selbst homosexuell werden, ist zum einen wissenschaftlich nicht belegbar und zum anderen Ausdruck der Abwertung von Homosexualität als etwas zu Vermeidendem. Es geht also schon bei diesem Beispiel nicht um das Kindeswohl, sondern um die Ablehnung von Homosexualität, wobei Kinder dafür instrumentalisiert werden. Darüber hinaus belegt die erste repräsentative Studie zu Regenbogenfamilien und Kindern in Regenbogenfamilien in Deutschland im Auftrag des Bundesjustizministeriums 2007/2008, dass Kinder aus Regenbogenfamilien sich nicht nur ebenso gut entwickeln, wie Kinder aus heterosexuellen Familien. Vielmehr wird deutlich,

dass sie, insbesondere mithilfe ihrer Eltern, selbstbewusste Strategien des Umgangs mit möglicher Diskriminierung entwickeln und einzusetzen wissen, gerade wenn ablehnende Reaktionen des Umfelds befürchtet werden (vgl. Rupp 2009). Es sind also persönliche und soziale Kompetenzen der Eltern als Bezugspersonen, die das psychisch und sozial gesunde Aufwachsen eines Kindes sichern.<sup>40</sup> Dies zu akzeptieren und als selbstsichere Position als Eltern von Lesben und Schwulen mit Kindern zu vertreten, ist eine der Herausforderungen im Coming-out als Großeltern.

Auch Adoption und Pflegschaft sind Wege für gleichgeschlechtliche Paare, insbesondere für schwule Paare, Eltern zu werden und damit die eigenen Eltern zu Großeltern zu machen. Dabei ist zu beachten, dass homosexuelle Paare nicht gemeinsam, sondern nur als Einzelperson und dann der Partner bzw. die Partnerin sukzessiv adoptieren können. Ebenso wie bei künstlicher Befruchtung müssen sich die (werdenden) Großeltern auch hier mit ihren Sorgen und Befürchtungen auseinandersetzen, die sich auf die scheinbare Unvereinbarkeit von Homosexualität und Elternschaft beziehen. Insbesondere im Falle von Adoption und Pflegschaft aber spielen auch Vorstellungen von Verwandtschaft eine Rolle. Adoptiv- und Pflegegroßeltern können ebenso wie soziale Großeltern in Regenbogenfamilien keine auf Blutsverwandtschaft begründete Beziehung zu den Enkelkindern herstellen.<sup>41</sup>

Jeder der genannten Wege zur Elternschaft und damit zur Großelternschaft birgt also die Auseinandersetzung mit bestimmten Stereotypen und Vorurteilen.

Es handelt sich hierbei um Vorbehalte, die vielleicht im ersten Coming-out als Eltern einer lesbischen Tochter oder eines schwulen Sohnes außer Acht gelassen wurden: Wenn nicht schon im ersten Coming-out die vermeintliche Enttäuschung, nie Großeltern zu werden, bearbeitet wurde, hat in der Regel auch keine Auseinandersetzung mit dem Stereotyp „Homosexuelle sind keine Eltern“ oder „können keine Eltern sein“ stattgefunden. Das muss nun nachgeholt werden.

Unter diesen Umständen stellen die (wer-

denden) Großeltern vielleicht auch fest, dass sie sich bei Weitem noch nicht mit allen möglichen Vorurteilen gegenüber Homosexuellen beschäftigt haben oder sie werden vom Umfeld mit neuen konfrontiert. Wie eine Mutter berichtete, wird bei der Frage nach Elternschaft die Abwertung von Homosexualität besonders deutlich.



„Als mein heterosexueller Sohn Vater wurde, haben mir alle Leute, Nachbarn, Bekannte gratuliert. Und als mein schwuler Sohn sich für eine Adoption angemeldet hat, habe ich von vielen Seiten gehört: ‚Müssen die denn jetzt auch noch Kinder haben? Die können doch schon heiraten. Das reicht doch!‘ Und das tut so weh! Ich habe mich so gefreut, wenn er nun vielleicht doch Vater wird, aber diese Kommentare sind einfach nur so verletzend.“ (Eine Mutter beim Bundeselterntreffen des befah e.V. 2013, Berlin)

Diese Abwertung verletzt, selbst wenn Eltern von Lesben und Schwulen ihr eigenes (erstes) Coming-out erfolgreich gemeistert haben. Sie stört die ungebrochene Freude an der Großelternschaft. Sie zeigt, wie weitreichend die Vorurteile sind und wie sehr diese Vorurteile auch Angehörige, in diesem Falle die Großeltern, treffen. Eine große Herausforderung in dieser Phase des zweiten Coming-outs als Eltern von homosexuellen Eltern besteht also in der Vorbereitung auf die Reaktionen des Umfelds. Die Bearbeitung der eigenen Vorbehalte ist eine wichtige Grundlage für diese Vorbereitung. Denn hier können die Großeltern Informationen sammeln, die schon beim Weg zum Kind in Regenbogenfamilien beginnen, sie können ihre Argumentationen stützen und sich bewusst in die kommende Rolle als Großeltern begeben.

#### 4.4 Wer ist verwandt? (biologische und soziale Großeltern)

Das Verständnis von „Verwandtschaft“ variiert nicht nur zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch von Familie zu Familie. Ebenso komplex wie Familienbilder sind, so vielfältig sind auch die Vorstellungen von „Verwandtschaft“. Verschiedene Studien belegen, dass die Definition von Verwandtschaft (und die Bedeutung der Verwandten) sich nach Gesellschaftsstruktur und kulturellen Umgangsweisen, Familienform und individueller Bedürfnisstruktur unterscheidet (Ecarius 2007: 226–230). Dass also jede Gesellschaft für sich definiert, was unter Verwandtschaft zu verstehen ist, welche verwandtschaftlichen Beziehungen mit kulturellen (und sozialen) Normen belegt werden und welche rechtlichen Konsequenzen daraus resultieren (vgl. Ecarius 2007).

Auch innerhalb der Gesellschaft gibt es verschiedene Vorstellungen von Verwandtschaft. Es gibt jedoch kaum (kulturvergleichende) Studien über Netzwerkbeziehungen von Familie und Verwandtschaft, z. B. im Kontext von Migration in Deutschland.<sup>42</sup> Die gesellschaftliche Bedeutung von (biologischer oder genetischer) Verwandtschaft jedoch drückt sich schon in der Redewendung „Blut ist dicker als Wasser“ aus. Diese Wendung besagt, dass Blutsverwandte sich näher stünden und verlässlicher wären als angeheiratete oder anderweitig angenommene Verwandte.

<sup>40</sup> Auch diese Schlussfolgerung legt die BMJ-Studie (Rupp 2009) nahe, denn die untersuchten Regenbogenfamilien sind auf verschiedene Weise gegründet worden. So stammen annähernd so viele Kinder aus früheren heterosexuellen Beziehungen (44%), wie in die Lebenspartnerschaft hineingeboren wurden (48%). Nur sehr wenige Kinder kamen als Adoptiv- (1,9%) oder Pflegekinder (6%) in die Familie. <sup>41</sup> Adoptiv-, Pflege- und soziale Großeltern werden in Kapitel 4.4 genauer betrachtet. <sup>42</sup> Siehe hierzu auch Kapitel 5 „Homosexualität und Migrationsfamilien“ in diesem Handbuch.

Soziobiologische Studien legen im Gegensatz zu sozial- und kulturwissenschaftlichen nahe, dass soziales Verhalten biologisch bzw. genetisch bestimmt ist. Je nach Disziplin wird also entweder der Natur oder der Kultur der entscheidende Einfluss zugesprochen. Da wir hier weder ausführlich soziobiologische, noch kulturübergreifend soziologische oder ethnologische Verwandtschaftskonstruktionen darstellen können, konzentrieren wir uns für unser Thema „Homosexualität und Familie“ auf zwei Aspekte: Wir gehen von der Beobachtung aus, dass in bestimmten Konstellationen nun die biologische (genetische) Grundlage von Verwandtschaft an Bedeutung gewinnt und zu einer Ressource erklärt wird bzw. ihr Fehlen zu einer Konfliktquelle zu werden scheint. Und zum zweiten betrachten wir die Frage, wofür das Verhältnis von biologischer (also genetischer oder Blutsverwandtschaft) und sozialer Verwandtschaft in Regenbogen-, Adoptions- und Pflegefamilien stellvertretend steht und wie die beteiligten Familienangehörigen unterstützt werden können.

Nicht zu vergessen ist, dass „natürliche“ Verwandtschaft **sozial** und **rechtlich** reguliert ist. Dies wird z. B. deutlich an Diskussionen um den Status als eheliches oder nichteheliches Kind, um das Sorgerecht und um Regenbogenfamilien bzw. homosexuelle Elternschaft allgemein. Rechtlich gesehen sind diejenigen Personen miteinander verwandt, die durch Geburt bedingt direkt verwandt (also auch nichteheliche Abkömmlinge), durch Heirat verschwägert, also indirekt verwandt, und durch Adoption vermittelt sind. „Rechtliche Regelungen geben einen groben Rahmen und zeigen die gegenseitigen Verpflichtungen auf. Dennoch aber besagen sie wenig über tatsächlich gelebte Umgangsformen zwischen Verwandten.“ (Ecarius 2007: 226). Das wird besonders deutlich, wenn es um das Thema Homosexualität und Familie geht. Hier gibt es deutliche Unterschiede, wenn nicht sogar Widersprüche zwischen gelebten Realitäten und rechtlichen Regelungen. In diesem Feld von Unklarheiten und Unstimmigkeiten müssen sich Großeltern in Regenbogenfamilien nun auch noch mit der Frage auseinandersetzen, welche Bedeutung verschiedene Grade von Verwandtschaft für die jeweilige Beziehung zum Enkelkind haben?

Gemeinsam ist den in unseren Fällen wirkenden Definitionen von Verwandtschaft, dass die Familie eine kleine, wenn nicht die kleinste verwandtschaftliche Einheit bildet. Wer aber gehört zur Familie? Die Antworten sind vielfältig wie die Familienbilder. Und sie sind im Wandel begriffen. In allen Formen von Regenbogenfamilien, sei es per Insemination, als Adoptiv- oder Pflegefamilien gegründet, gilt: Es gibt wenigstens eine Partnerin oder einen Partner, die oder der mit dem Kind nicht blutsverwandt ist. In Adoptiv- und Pflegefamilien sind in der Regel beide Eltern genetisch nicht mit dem Kind verwandt. Verwandtschaft kann dann „nur“ als soziale Verwandtschaft begriffen werden. Gesellschaftlich dominant ist aber, wie bereits

angedeutet, die biologische Bestimmung von Verwandtschaft – was im Übrigen konsequenterweise auch Affinalverwandtschaft, das heißt angeheiratete Verwandtschaft, ausschließen müsste.<sup>43</sup> Dass die biologische Definition von Verwandtschaft in der modernen Gesellschaft eine solche Bedeutung erlangt hat, ist laut Schmidt (2008: 5) nicht überraschend, „da in der modernen Gesellschaft der Wissenschaft das Monopol in der Erzeugung wahren Wissens zugeschrieben wird“. Zur Dominanz von biologischer Beschreibung von Verwandtschaft trägt auch bei, dass Verwandtschaft gesellschaftlich weitgehend entlastet ist, das heißt Verwandtschaft nicht mehr der gesellschaftlichen Positionsverortung und der Strukturierung der „primär interaktionsbasierten“ Gesellschaft dient (Schmidt 2008: 5). Wenn also Verwandtschaft von ihren gesellschaftsstrukturellen Funktionen entbunden ist, sind andere interaktionsgebundene Erklärungsmuster vonnöten bzw. erhalten größere Bedeutung.

Mit den Verwandtschaftsverhältnissen in Regenbogen-, Adoptions- und Pflegefamilien wird nun diese Dominanz infrage gestellt. Dies ist grundsätzlich zunächst kein unlösbares Problem. Schließlich lassen sich auch bei anderen Vorstellungs- und Normsystemen wie Geschlechterrollen und Familienbildern seit Jahren Veränderungen beobachten und sie sind weiterhin im Wandel begriffen. Problematisch wird dies jedoch, wenn – wie in Regenbogenfamilien – verschiedene Verwandtschaftsverhältnisse in Konflikt miteinander gebracht werden: Auch wenn in heterosexuellen Familien zwischen Großeltern durchaus eine Konkurrenz um die Sympathie und Nähe zum Enkelkind beobachtet werden kann, erhält die gleiche Konkurrenz in Regenbogenfamilien durch die gesellschaftliche Dominanz von biologischer Verwandtschaft eine andere Dimension, sodass sich z. B. nur die Eltern der biologischen Mutter oder des biologischen Vaters in einer Regenbogenfamilie als „richtige“ Großeltern und die Eltern der Co-Mutter oder des Co-Vaters<sup>44</sup> sich als „Großeltern zweiter Klasse“ empfinden.

Diese Schwierigkeit ist eng gekoppelt an die Sorge, den Bezug zum Enkelkind zu verlieren, sollten sich die gleichgeschlechtlichen Eltern trennen. US-amerikanische Studien belegen, dass die Beziehung eines Kindes zu den gleichgeschlechtlichen Eltern enger ist, wenn das Co-Elternteil das Kind adoptiert (Gartrell et al. 2011). Die

<sup>43</sup> Dabei ist auch die biologische Beschreibung von Verwandtschaft sozial und kulturell verfasst, also innerhalb der Gesellschaft (Wissenschaft als Teil der Gesellschaft) entstanden und anhand von Kriterien beschrieben, die als wissenschaftlich valide gelten. <sup>44</sup> Als Co-Mutter, Co-Vater, Co-Elternteil usw. werden diejenigen Angehörigen in Regenbogenfamilien bezeichnet, die mit dem Kind nicht biologisch verwandt, aber als Eltern Bezugspersonen sind.

Eltern des Co-Elternteils (Co-Großeltern) in Regenbogenfamilien in Deutschland werden (durch die Stiefkindadoption) zwar quasi zu Stiefgroßeltern (oder Bonusgroßeltern, in Anlehnung an einen Begriff von Juul 2011), jedoch ist durch den Generationenabstand potentiell die Distanz zum Enkelkind größer und damit auch die Unsicherheit in Bezug auf die Dauerhaftigkeit der Beziehung. Weitere US-amerikanische Studien zeigen, dass der Kontakt zu den biologisch verwandten Großeltern häufiger und enger ist (Gartrell et al. 2006; Fulcher et al. 2002; Patterson, Hurt,

Mason 1998). Dies ist besonders tragisch in Anbetracht der Bedeutung, die Großeltern im Allgemeinen als Bezugspersonen für die Enkelkinder haben und angesichts der Tatsache, dass diejenigen Kinder mit regelmäßigem Kontakt zu den Groß-

eltern weniger Auffälligkeiten im Verhalten zeigen (Patterson, Hurt, Mason 1998). Bonusgroßeltern sind also herausgefordert, eine Beziehung zum Kind aufzubauen, die sich nicht auf die vermeintliche Stabilität biologischer Verwandtschaftsbande berufen kann, sondern ihre Qualität und Sicherheit aus den beteiligten Personen und sich selbst bezieht.

Obwohl Juuls (2011) Empfehlungen sich auf die Elterngeneration in Patchworkfamilien beziehen, sind sie doch übertragbar auf die Situation von Großeltern in Regenbogenfamilien, wenn auch abgesehen von der Ausgangslage einer Trennung oder Scheidung und neuen Partnerschaft. Auch für Bonusgroßeltern gilt:

- Es ist die individuelle Präsenz in der Familie, die den größten Einfluss ausübt, Vergleiche, z. B. zwischen den anderen Großeltern und sich selbst sollten daher dringend vermieden werden (Juul 2011: 42).
- Es empfiehlt sich, möglichst noch vor der Geburt des Enkelkinds sich mit seinen Eltern und gegebenenfalls mit den anderen Großeltern über Erwartungen und Rollenvorstellungen auszutauschen (Juul 2011: 43). Das beugt möglichen Enttäuschungen vor, wenn ein Großelternanteil mehr in die Beziehung zu investieren meint als der andere.
- Bonusgroßeltern können für die Kinder als erwachsene Vertrauenspersonen ein großer Gewinn sein. Dazu können und sollten sie, die Erlaubnis des Kindes vorausgesetzt und unter Wahrung der eigenen Grenzen, „sich selbst, ihre Gedanken, Erfahrungen, Erlebnisse, Gefühle, ihre Träume und ihre Ratlosigkeit zur Verfügung stellen“ (Juul 2011: 44).



„Für Ihre Reise brauchen Sie Liebe, Verantwortungsgefühl, Konfliktfähigkeit, Ihren Verstand und den Willen persönlicher Entwicklung.“ (Juul 2011: 13)

Für alle diese Empfehlungen ist Kommunikation eine wichtige Grundlage. Kommunikation mit dem Partner oder der Partnerin, mit den eigenen Kindern, mit anderen Familienmitgliedern, aber auch mit anderen Menschen in einer ähnlichen Situation, wie in den Elterngruppen des Befeh e.V.. Solche Gespräche werden deutlich machen, dass auch biologisch verwandte Großeltern nicht sofort eine beglückende Beziehung zum Enkelkind aufbauen. Auch sie müssen in die Rollen hineinwachsen. Zwar vermittelt die biologische Verwandtschaft ein Gefühl von Kontinuität als Grundlage der Beziehung. Diese Grundlage ist aber relativ, sie ist bei Weitem nicht sicher und erst recht keine Garantie für die Großelternrolle. Denn die Rolle selbst muss persönlich, individuell und unter Einbeziehung der familiären Gegebenheiten ausgefüllt werden. Deshalb kann hier die Vorstellung von der Großelternrolle als einer Rolle ohne Skript („roleless role“, vgl. Brake, Büchner 2007: 200) Erleichterung verschaffen: sie gewährleistet den Gestaltungsspielraum, den biologische Erklärungen von Verwandtschaftsbeziehungen einengen.

Neben diesen Gemeinsamkeiten zu Patchworkfamilien aber gibt es auch eigene Herausforderungen, die wiederum mit dem Thema Homosexualität und Familie zusammenhängen. Großeltern in Regenbogenfamilien, egal ob diese durch Insemination, Spätes Coming-out, Adoption oder Pflegschaft entstand, sind erneut, wie im ersten Coming-out als Eltern, mit der Vorstellung von Homosexualität als vermeintlich unnatürlich konfrontiert. Hier jedoch wirkt dieses Vorurteil zusammen mit der Präferenz biologischer Verwandtschaft dahingehend, dass soziale Großelternschaft (ähnlich wie soziale Elternschaft) in Regenbogenfamilien als nicht „gleichwertig“ behandelt wird. Auch hier kann der Austausch mit den eigenen Kindern helfen, denn diese sind als Co-Eltern gefordert, die soziale Elternrolle auszufüllen, und sich mit allen Herausforderungen als Bonuseltern auseinanderzusetzen.

#### 4.5 Großeltern in Regenbogenfamilien – eine Rolle ohne Skript

Die öffentliche Sichtbarkeit von Regenbogenfamilien hat in den letzten Jahren stark zugenommen. Weit weniger sichtbar jedoch sind die dazugehörigen Großeltern.<sup>45</sup> Gründe hierfür sind unter anderem in allen zuvor behandelten Vorurteilen gegenüber Homosexuellen zu finden. Vor allem das Stereotyp, dass Homosexualität und Familie sich gegenseitig ausschließen würden, trifft die Eltern von Homosexuellen

<sup>45</sup> Ein Beleg dafür ist, dass in kaum einem Ratgeber für Großeltern, aber auch in keiner uns bekannten familiensoziologischen Arbeit Großeltern in Regenbogenfamilien überhaupt genannt werden.

auch dann, wenn die lesbischen oder schwulen Kinder Eltern werden oder bereits sind. Manche Mutter oder mancher Vater eines homosexuellen Kindes meint vielleicht, dass die Vorurteile bereits mit dem ersten eigenen Coming-out ausreichend bearbeitet seien. Doch dann wird deutlich, dass dem vielleicht nicht so ist. Die Auseinandersetzung wird vielmehr neu belebt, wenn die lesbische Tochter oder der schwule Sohn ein Kind bekommt und die eigenen Eltern zu Großeltern macht. Denn

„Enkelkinder hat man nicht ohne die dazugehörigen Eltern“ (Gürtler 2006: 10). So spielt die sexuelle Identität der Eltern stets auch eine Rolle im Umgang mit den Großeltern.

Die Vorurteile in Bezug auf Homosexualität begegnen den Großeltern in Form von Fragen oder von Kommentaren, als Blicke oder als irritiertes oder betretenes Schweigen anstelle von Glückwünschen oder Nachfragen zum Enkelkind. Die damit verbundenen tagtäglichen Zweifel, wer und was Familie ist, können die Freude über das Enkelkind schmälern – als hätte es noch nicht gereicht, sich im ersten Coming-out mit den eigenen Vorurteilen und Vorbehalten zu beschäftigen. Der Unterschied ist nun jedoch, dass die

(werdenden) Großeltern nicht mehr ganz unvorbereitet sind. Idealerweise haben sie ihre eigenen Vorbehalte reflektiert und gelernt, sich mit denen anderer auseinanderzusetzen. Wünschenswerterweise akzeptieren sie die Homosexualität ihres Kindes und nehmen die Partnerin der Tochter oder den Partner des Sohnes als Schwiegerkind an.

Manche Vorbehalte jedoch wurden unter Umständen auch im ersten Coming-out nicht angerührt. Vielleicht wurde ganz kurz darüber gesprochen, die Hoffnung auf eigene Enkelkinder dann doch auf Eis gelegt, weil es so umständlich, kompliziert und aufwändig ist für Lesben und Schwule, Kinder zu bekommen. Diese nicht ausgesprochenen Sorgen und Unsicherheiten, Vorbehalte und Vorurteile tauchen mit Sicherheit auf, wenn ein Kind ins Haus kommt. Selbst wenn es sich nicht um Fragen oder Kommentare wie die oben genannten handelt, tauchen doch Sorgen auf. Diese Sorgen beziehen sich zwar in allererster Linie auf das Wohl des Enkelkinds und



Fragen von Nachbarinnen und Nachbarn, wenn die Großeltern mit dem Enkelkind durchs Stadtviertel oder das Dorf spazieren: „Hat Ihre Tochter jetzt doch endlich geheiratet?!“ oder „Wer spielt denn dann mit Ihrem Enkel Fußball? Ihr Sohn hat doch damit wohl nichts am Hut?!“ oder „Aus welchem Katalog hat denn Ihr Sohn das Kind bestellt?“ oder „Wer von den beiden bleibt denn jetzt zuhause?“

Kommentare: „Na, dann ist ja Ihr Sohn jetzt doch am richtigen Ufer angekommen...“, „Dann bringen wohl Sie jetzt der Enkelin das Kochen und Waschen bei...“ oder „Mal abwarten, irgendwann müssen Sie ja doch als richtige Familie einspringen, und das in Ihrem Alter...“

den Umgang mit der sexuellen Identität in der Familie. Sie stellen aber auch die Fragen nach der Positionierung der Großeltern. Ihnen kommt hier eine wichtige Rolle zu – als in der Regel heterosexuelle Mitglieder in einer Regenbogenfamilie sind sie gefordert zum Wohle der eigenen Kinder, der Enkelkinder, aber auch zum eigenen Wohl aktiv gegen Vorurteile zu werden. War es im ersten Coming-out vielleicht häufig noch eine defensive Position, können sie nun viel zur Normalisierung von Regenbogenfamilien und damit zum täglichen Abbau von Vorurteilen beitragen: Das heißt nicht nur, in Krisensituation Partei zu ergreifen, auszugleichen oder zu unterstützen, wenn das Kind wegen der eigenen Familienkonstellation tatsächlich gehänselt wird. Dazu gehört auch, beim Großelternntag in der Kinderbetreuungsstätte in Gesprächen mit den anderen Kindern und dem Kita-Personal die Vielfalt und Veränderung von Familienformen bewusst einzubringen. Das heißt, beim Spaziergang mit dem Enkelkind durchs Stadtviertel oder das Dorf auf die Fragen von Bekannten und Nachbarn die Normalität des Lebens in einer Regenbogenfamilie und die eigene Zugehörigkeit zu ihr zu zeigen.

Eine solche Strategie hat gleich mehrere Effekte: Großeltern brauchen sich nicht (mehr) zu verstecken – das gibt ein Gefühl der Sicherheit und Authentizität. Eine solche selbstbewusste Positionierung als Eltern eines Schwulen oder einer Lesbe (und deren Partner/in!) ist auch von außen weniger angreifbar, als wenn die Nachbarn oder Bekannten Unsicherheit spüren – eine Erfahrung, die im ersten Coming-out sicher schon gemacht wurde. Ein selbstverständlicher und offener Umgang mit



Wer nimmt am „Vätersamstag“ in der Kindertagesstätte teil, wenn die Eltern ein Mütterpaar sind? Warum nicht als Großvater daran teilnehmen und die Kita-Leitung darauf hinweisen, dass die Bezeichnung „Vätersamstag“ bestimmte Familien nicht anspricht? Nicht nur lesbische Familien, auch Ein-Elternfamilien sind ausgeschlossen.



„Wird das Kind dann nicht diskriminiert werden, weil es zwei Mütter oder zwei Väter hat? Was kann ich tun? Ich will mich ja auch nicht ständig einmischen?“ oder „Ist das wirklich verantwortungsvoll, ein Kind in eine solche Situation zu bringen, wenn diese Sprüche schon uns als Eltern so verletzen?“ oder „Wie reagiere ich, wenn ich so etwas mitkriege oder mein Enkelkind zu mir kommt und mir genau das erzählt – dass die anderen dumme Sprüche machen wegen seiner Familie?“

der Regenbogenfamilie regt manchmal vorurteilsbeladene Köpfe mehr zum Nachdenken an als abstrakte Argumente. Und nicht zuletzt wird das Kind so von Anfang an darin bestätigt, dass seine Familie gut ist, wie sie ist.

Ebenso wie Großeltern in heterosexuellen Familien nicht immer und für alles zur Verfügung stehen, weil sie ein eigenes



Was, wenn einem irgendwann alle in Fragen verpackten Vorurteile auf die Nerven gehen? Man sich nicht mehr ständig damit auseinandersetzen will? Was, wenn man nicht mehr ständig mit der Regenbogenfahne durchs Dorf ziehen, sondern einfach nur Großeltern sein will?

Leben haben, ist es auch für Großeltern in Regenbogenfamilien legitim und wichtig, die eigenen Grenzen zu wahren. Großeltern haben ihre Elternpflichten erfüllt, so gut sie konnten. Sie sind nicht mehr für das Wohl und Wehe ihrer Kinder verantwortlich. Zwar sind Großeltern in Regenbogenfamilien wichtige Verbündete für Akzeptanz und Gleichstellung

homosexueller Eltern. Als Eltern von Lesben und Schwulen betreffen die Vorurteile gegen Homosexuelle auch sie selbst, und sie haben idealerweise mit dem eigenen Coming-out ein originäres Interesse an der Akzeptanz verschiedener Lebensweisen gestärkt oder entwickelt. Insofern ist es logisch, auch in der Großelternrolle den Kampf um Anerkennung fortführen zu wollen. Dennoch ist es nicht nur für das eigene Wohl, sondern auch für die Beziehungen zu den Kindern und Schwiegerkindern und für das Wohl des Enkelkinds entscheidend, Grenzen des (familiären und gesellschaftlichen) Engagements zu erkennen und zu wahren. Wer genervt und erschöpft ist von den Auseinandersetzungen mit Vorurteilen gegenüber Homosexuellen, kann weder die Rolle als Großeltern genießen und hat vielleicht das Gefühl, nur noch über die sexuelle Identität der eigenen Kinder definiert zu werden.

Noch können Großeltern in einer solchen Situation sicher, selbstbewusst und selbstverständlich zur Akzeptanz von Regenbogenfamilien beitragen. Wenn auf der anderen Seite Großeltern die Enkel bei jedem Besuch nach Diskriminierungserfahrungen befragen (weil sie vielleicht meinen, die Kinder würden dies den Eltern nicht erzählen), fördert dies bei den Kindern ein Gefühl von Unsicherheit, von riskantem Anderssein und von der Gefahr ausgeschlossen zu werden. Hier helfen wiederum offene Kommunikation mit den Eltern des Enkelkinds, ebenso wie das Bewusstsein für eigene Bedürfnisse und die Achtsamkeit und Respekt vor der Autonomie der anderen Familienmitglieder – der eigenen erwachsenen Kinder und der Enkelkinder natürlich.

Über die Lebenssituation, die Herausforderungen und Chancen von Großeltern in Regenbogenfamilien wird mit der Zeit hoffentlich noch mehr bekannt werden. Forschungen sind nötig, Erfahrungsberichte werden gesammelt und Einrichtungen der Familienbildung und -beratung werden sich öffnen. Wir konnten hier nur einen kleinen Ausschnitt skizzieren, der auf unseren Erfahrungen in Fortbildungen mit Fachleuten und auf Gesprächen mit Betroffenen beruht. Nach heutigem Stand lassen sich die Herausforderungen für Großeltern in Regenbogenfamilien folgender-

maßen zusammenfassen: Es gilt, in jeder Phase des Großelternwerdens und -seins eine Balance zu finden zwischen der Reflexion eigener Vorbehalte und gesellschaftlich vorgegebener Rollen, der Auseinandersetzung mit den Vorurteilen anderer, dem Austausch über Sorgen, Hoffnungen und Wünsche und dem Akzeptieren eigener Bedürfnisse und Befürchtungen. Das Großelternwerden in Regenbogenfamilien kommt einem zweiten (oder dritten oder vierten...) Coming-out gleich. Tatsächlich ist ein Coming-out niemals gänzlich abgeschlossen. Es ist ein anhaltender Prozess, sich mit Neuem zu befassen und sich selbst immer wieder wahr- und ernst zu nehmen. Aber es ist auch eine große Chance, auf individueller, familiärer und auf gesellschaftlicher Ebene. Oder mit den Worten eines Vaters beim Bundeselterntreffen des befah e. V. 2013 in Berlin:



„Erst habe ich gedacht, jetzt fängt das Ganze mit dem Reflektieren und Coming-out wieder von vorne an. Diese ganzen Vorurteile gegen unsere Kinder als Eltern sind so schwer zu ertragen. Wie könnten wir denn dann glückliche Großeltern sein? Aber jetzt habe ich die Hoffnung, dass die ganze Auseinandersetzung sich ja doch lohnt. Und jetzt kann ich es gar nicht mehr abwarten, bis ich endlich Opa werde!“

## 5 Homosexualität und Migrationsfamilien

Ilka Borhardt



Das Ehepaar Yildirim hat sich bei Ihnen für die Erziehungsberatung angemeldet. Thema der Beratung sind die sinkenden schulischen Leistungen ihrer Tochter. Die Tochter ist 16 Jahre alt und geht auf ein Gymnasium.

Frau Stepanowa besucht Ihre Familienberatungsstelle in der offenen Sprechzeit. Sie hat sich angemeldet mit der Bitte um Informationen über Psychotherapeutinnen für ihren 15-jährigen Sohn. Dieser verhalte sich „unmännlich“ und benötige deshalb dringend therapeutische Hilfe.

Wie bereiten Sie sich auf die Gespräche vor? Welche Themen spielen bei der Vorbereitung für Sie eine Rolle? Welche Themen werden die Eltern Ihrer Meinung nach einbringen? Welche Themen möchten Sie ansprechen? Besteht für Sie ein Unterschied zwischen den Ratsuchenden? Welcher wäre das? Und welchen Einfluss hat das auf Ihre Beratungsarbeit?

Für den Umgang mit dem Thema Homosexualität in Migrationsfamilien sind ebenso wie in anderen Bereichen der Sozialen Arbeit grundlegende Kenntnisse über unterschiedliche Facetten von Migration in Deutschland hilfreich. Dazu betrachten wir nach einem kurzen Überblick mit Bezug auf das Thema des Handbuchs die Bedeutung von Familie im Kontext von Migration. Familie und das soziale Umfeld erweisen sich im Zusammenhang mit einem Coming-out immer wieder als relevante Faktoren, als Hindernis oder als Ressource. Daher wenden wir im nächsten Schritt den Blick auf das soziale Umfeld. Homosexuelle und Menschen mit Migrationshintergrund teilen Diskriminierungserfahrungen aufgrund unterschiedlicher Merkmale. Als Erfahrung von Fremdheit oder Fremdgemachtwerden betrachten wir Aspekte von Rassismus bzw. Kulturalisierung. Abschließend umreißen wir unser Konzept von Kultursensibilität, als Versuch, mit der Frage nach Migrationshintergrund und Kultur auch im Zusammenhang mit dem Thema Homosexualität in der professionellen Praxis umzugehen.

### 5.1 Migration in Deutschland

In medialen Diskursen und im gesellschaftlichen Bewusstsein besteht die Tendenz, Migrantinnen und Migranten in Deutschland auf wenige Aspekte zu reduzieren: als Gruppen mit Migrationshintergrund werden meist Menschen türkischer Herkunft genannt, als Migrationstyp steht Arbeitsmigration als „Gastarbeiterin oder Gastarbeiter“ im Vordergrund, als soziales Problem werden sogenannte Zwangsheirat und Ehrenmorde immer wieder thematisiert und als häufigste Religion von Migrantin-

nen und Migranten wird der Islam vorausgesetzt.<sup>46</sup> Solche Darstellungen ignorieren die Komplexität von Migration und die Heterogenität der Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten. Darüber hinaus zeichnen sie in der Regel ein gerade für die Soziale Arbeit problematisches, weil dezifitäres und problemorientiertes Bild und verhindern ressourcenorientierte und klientenzentrierte Arbeit.

Stattdessen sollten die Begriffe Migration und Migrationshintergrund eher als „Kaleidoskop“ eines sozialen Phänomens verstanden werden, das sich auf vielfältigen Facetten zusammensetzt<sup>47</sup>: Die Formen der Migration in Deutschland reichen von der Migration als Studentin und als Arbeitsmigrant über Familiennachzug, Ehemigration und bikulturelle Partnerschaften, Flucht, Asyl und die Rückkehr deutscher Staatsbürger sowie Migration als Spätaussiedlerin oder Spätaussiedler bis hin zu Sonderregelungen für besondere Berufsgruppen oder im Rahmen von rechtlichen Übereinkommen wie der EU-Freizügigkeit. Die Herkunft von Menschen mit Migrationshintergrund lässt sich auf viele Länder der Erde zurückführen, auf EU-Länder, andere europäische, afrikanische, asiatische und amerikanische Länder und Australien. In dieser Aufzählung nicht berücksichtigt sind Differenzen auf den Kontinenten, also zwischen den Ländern oder Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen innerhalb der Länder. Der Zeitpunkt der Migration kann mehrere Jahrzehnte, aber auch erst wenige Wochen zurückliegen. Auch Aufenthaltsstatus, also eine formaljuristische Unterscheidung, ist vielfältig: er reicht vom Status als Spätaussiedler, Eingebürgerte, EU-Inländer, Asylbewerberin, Flüchtling und Menschen ohne Papiere bis hin zu Deutschen ohne eigene Migrationserfahrung, bei denen mindestens ein Elternteil der oben genannten Gruppe angehört. Die religiöse Orientierung umfasst die Zugehörigkeit zu einer der diversen Buchreligionen sowie animistische, buddhistische und andere Religionen, oder reichen bis hin zu nicht religiös oder atheistic. Auch die „soziale Herkunft“ oder „sozio-ökonomische Lebenslage“ (vgl. Jagusch 2012: 117–120; ADS 2013: 34)<sup>48</sup> spielt ebenso eine Rolle, wenn ein Bild von „dem Migranten“ oder „der Migrantin“ gezeichnet werden soll. Denn gerade die beiden letztgenannten wirken auf die Wahrnehmung sozialarbeiterischer Themen und Interventionsmöglichkeiten.

<sup>46</sup> Diese Aufzählung ist weder vollständig noch soll sie repräsentativ sein. Es geht hier vielmehr darum zu verdeutlichen, wie ein vielfältiges und komplexes Phänomen vereinfacht und reduziert wird. <sup>47</sup> Eine ausführliche Darstellung der Geschichte von Einwanderung nach Deutschland würde hier den Rahmen sprengen. Überblick über verschiedene Formen von Migration nach Deutschland, über ihre Geschichte und weitere für die Soziale Arbeit relevante Aspekte finden sich unter anderem in Jagusch 2011, Fischer, Springer 2011, Oswald 2007. <sup>48</sup> In Deutschland existiert kein Diskriminierungsverbot (z. B. im AGG) auf der Grundlage des Merkmals „soziale Herkunft“. Es ist jedoch gerade für die Soziale Arbeit in Beratung und Bildung relevant sowie für einen horizontalen Ansatz mit Blick auf mehrdimensionale Diskriminierung.

## 5.2 Migration und Familie



„Familie ist für Russlanddeutsche, glaube ich, sehr sehr wichtig. Ich weiß nicht, ob's bei allen so ist, aber in meiner Familie ist das jedenfalls so, dass es an erster Stelle steht. Und dass man sich einfach sehr umeinander sorgt, und es enorm wichtig ist, was aus den einzelnen Familienmitgliedern wird, dass die sich gut entwickeln sozusagen und quasi ein Leben lang beieinander bleiben.“ (Julia, 24, in: Euler, Wenzel 2013: Filmzitat aus „Fremdes Ufer“)

Wenn Migrationsfamilien in den Fokus der Aufmerksamkeit geraten, birgt dies stets die Gefahr ihrer „Besonderung“. Das bedeutet, Migrationsfamilien (im Gegensatz zu Familien ohne Migrationshintergrund) werden nicht nur als etwas Besonderes, Anderes oder Fremdes behandelt. „Besonderung ist [vielmehr auch] geeignet, den Alltagsdiskurs über besondere Risiken und Integrationsdefizite bei Familien mit Migrationshintergrund zu bestätigen.“ (Filsinger 2011: 48f.) Auch wenn es

in diesem Kapitel um Familien mit Migrationshintergrund geht, sollen sie doch als „normale“ Familien und nicht als eine ‚Sonderform‘ [betrachtet werden], deren Leistungen und Probleme vor allem aus der ‚Tatsache der Migration‘ erklärt und damit kulturalisiert werden.“ (Oswald 2007: 131) „Der Verzicht auf eine Besonderung [stellt jedoch] (noch) keine ernsthafte Alternative dar.“ (Filsinger 2011: 49). Denn wie in früheren Kapiteln deutlich wurde, ist gerade im Umgang mit dem Thema Homosexualität in der Sozialen Arbeit der familiäre Kontext von grundlegender Bedeutung. Hier gilt es umso mehr, Migrationsfamilien nicht zu einer Sonderform zu erklären und entlang kulturalistischer oder ethnisierender Differenzlinien zu problematisieren. Vielmehr ist das Ziel, das Fachpersonal der Familienberatung und -bildung mit Menschen unterschiedlicher Hintergründe auch für mögliche „ethno-natio-kulturell“ bedingte Verhaltensweisen“ von Familiensystemen zu sensibilisieren, „ohne diese überzubetonen und darauf differenzsensibel zu reagieren“ (Jagusch 2012: 93).

Bei aller Vielfalt von Menschen mit Migrationshintergrund und aller Komplexität von Migration als globalem Phänomen ist in der Migrationsforschung mittlerweile Konsens, dass „Migration selbst (...) in aller Regel als familiäre Migration strukturiert [ist]“ (Pries 2011: 25). Das schließt die Entscheidung zur Migration, die Organisation in der Ankunftsregion und Fragen der Integration ein. Dabei spielen „für internationale Migrationsprozesse (...) die großfamilialen Strukturen und die weiteren verwandtschaftlichen und gemeindebasierten Netzwerkbeziehungen“ eine wesentliche Rolle (Pries 2011: 25).

„Unabhängig von den Migrationsmotiven und den Modi der Migration ist diese mit erheblichen Folgen für die Familienstruktur und die familiäre Lebenswelt verbunden. Die (neu arrangierten) Familien-, Generationen- und Verwandtschaftsbeziehungen sind wiederum bedeutsam für Eingliederungsprozesse. Krisen-, Differenz- und Fremdheitserfahrungen sind konstitutiv für den Erfahrungszusammenhang der Migration.“ (Filsinger 2011: 51) Dabei lassen sich weder Krisen-, Differenz-, Fremdheitserfahrungen, noch solche der Diskriminierung und des Ausschlusses verallgemeinern. Denn diese sind „schließlich nicht unabhängig von sozialen Differenzenerfahrungen hinsichtlich der gesellschaftlichen Positionierung“ (Filsinger 2011: 51). Für die Soziale Arbeit ist es dabei mit Bezug auf Klientinnen und Klienten vor allem wichtig, die „individuellen Bewältigungskompetenzen der Betroffenen – [das] ökonomische (...), kulturelle (...) und soziale (...) Kapital“ (Filsinger 2011: 51) im Blick zu behalten. Eine Quelle dafür ist die Familie.

Fremdheitserfahrungen sind oftmals in der Familie geteilte Erfahrungen. Daher können familiäre Netzwerke (Familiensysteme) bei der Bewältigung von (stressreichen) Differenz- oder Fremdheitserfahrungen unterstützen. Gerade wenn es also um Erfahrungen der „Besonderung“, des „Anders-gemacht-Werdens“ aufgrund des realen oder vermeintlichen Migrationshintergrundes geht, bietet die Zugehörigkeit zu einer Gruppe mit dem gleichen Merkmal Migrationshintergrund oder Fremdheit (z.B. in einer Familie mit Migrationshintergrund) Ressourcen wie Solidarität und Zusammenhalt in der Gruppe. Gemäß des Minderheitenstressmodells (Meyer 2003) helfen diese Ressourcen Minderheitenangehörigen, die psychische Gesundheit zu bewahren oder wieder zu erlangen, die durch den Minderheitenstress angegriffen wird.

Dabei bestehen Unterschiede in den Fremdheitserfahrungen zwischen den Generationen: Kindern der zweiten oder dritten Generation mit Migrationshintergrund machen andere Fremdheitserfahrungen als ihre Eltern, da sie beispielsweise in Deutschland geboren und aufgewachsen sind und sich selbst als Deutsche wahrnehmen, von außen jedoch als „anders“ oder „Ausländer“: „Für uns ist Heimat die Leere, die entstand, als unsere Eltern (...) verließen und nach Deutschland gingen. Ihre Entscheidung zerriss unsere Familiengeschichte. (...) Die gebrochenen Geschichten unserer Familien machen es schwer, eindeutig zu sagen, woher wir kommen. Wir sehen aus wie unsere Eltern, sind aber anders als sie. Wir sind allerdings auch anders als die, mit denen wir zur Schule gingen, studierten oder arbeiten. Die Verbindung von Biographie und Geographie ist zerrissen. Wir sind nicht, wonach wir aussehen.“ (Topçu, Bota, Pham 2012: 50f.)

Trotz aller Unterschiede zwischen der Eltern- und Kindergeneration zeigen quantitative Studien, dass „in Migrantenfamilien die intergenerativen Beziehungen stärker ausgeprägt sind als in nicht gewanderten Familien in der Herkunfts- oder in der Aufnahmegesellschaft“ (Filsinger 2011: 58). Familiäre Netzwerke (mit und ohne Migrationshintergrund) sind zwar im Allgemeinen eine Ressource für soziales Kapital. Sie bringen aber auch ein „hohes Verpflichtungskapital und ein hohes Maß an sozialer Kontrolle“ mit sich (Janßen 2011: 295f.). Beide Aspekte – die Ressource für soziales Kapital und das Verpflichtungskapital bzw. die soziale Kontrolle – spielen im Falle eines Coming-outs eine entscheidende Rolle. In den vorhergehenden Kapiteln (v.a. Kapitel 3 „Großeltern in Regenbogenfamilien“) ist dies deutlich geworden. Ein Coming-out als Lesbe oder Schwuler und als Angehörige von Lesben und Schwule ist kein individueller Prozess, sondern stets in soziale

und gesellschaftliche Kontexte eingebunden. Wenn intergenerative Beziehungen in der Familie und familiäre Netzwerke von größerer Bedeutung sind, sowohl als Ressource unter anderem für Stabilität, soziale Sicherheit und Zugehörigkeit, als auch in ihrer Kontrollfunktion, ist die Gefahr des Verlusts für die sich outende Person größer. Diese Gefahr geht auch mit großer Angst der Kinder einher, die Eltern zu enttäuschen.

Es gilt hier ebenso wie in Familien ohne Migrationshintergrund, die Ressourcen innerhalb der Familienstrukturen zu identifizieren und zu stärken. Gerade in Migrationsfamilien können (bewältigte) Fremdheitserfahrungen der (heterosexuellen) Familienangehörigen als Beispiele dienen, die übersetzbar machen, wie tiefgreifend die Erfahrung von Differenz für Homosexuelle ist. Auch wenn es sich um verschiedene Arten von Differenz und verschiedene Erfahrungen von Fremdheit handelt, bietet eine solche Übersetzungsmatrix doch einen Ausgangspunkt für gegenseitiges Interesse und Kommunikation miteinander.

Migrationsmotivationen wie „Euch (den Kindern) soll es einmal besser gehen als uns“ (Topçu, Bota, Pham 2012: 94) können nach unserer Erfahrung eine sehr emotionale und wirksame Antriebskraft sein, um sich mit einem Coming-out auseinander-

zusetzen. In unseren Aufklärungsveranstaltungen (2005–2010) haben wir insbesondere von Müttern immer wieder die Aussage gehört: „Aber er ist doch mein Sohn und ich möchte, dass es ihm gut geht.“ Diese Motivationen sind jedoch auch ambivalent, denn im Zusammenspiel mit einer tief verwurzelten Homonegativität können sie auch in die gegenteilige Erfahrung umschlagen. Dem spielt das weitverbreitete Vorurteil zu, Homosexualität sei eine Erfindung des Westens bzw. „bei uns gibt es das [Homosexualität] nicht“: In dieser Kombination wird aus der ursprünglichen Motivation, den Kindern solle es besser gehen, der Selbstvorwurf „Wären wir doch nie nach Deutschland gekommen, dann wärst du auch nicht lesbisch/schwul geworden.“ Dies entspricht im Coming-out der Eltern dem Selbstzweifel, in der Erziehung etwas falsch gemacht zu haben.<sup>49</sup>

Geschwister und andere Verwandte können diesen Befürchtungen entgegenwirken helfen. So hat eine Studie (Familien- und Sozialverein des LSVD 2010) gezeigt, dass gerade Geschwister oftmals früher über die Homosexualität ins Vertrauen gezogen werden als die Eltern und dass sie zudem auch signifikant positiver reagieren. Vor allem heterosexuelle Geschwister können ausserdem lebende Gegenbeweise sein, wenn es um die Zweifel geht, in der Erziehung versagt zu haben. Andere Verwandte wie Tanten oder Onkel als Vertrauenspersonen können Fürsprecher sein, aber auch emotionale Unterstützung für die Eltern leisten. Sie sind weniger involviert und können aus dieser Distanz heraus, aber mit der Nähe zu der Familie die Vermittlung zwischen Eltern und Kindern übernehmen.

Vor allem aber spielen Fachleute der Sozialen Arbeit und andere von den Ratsuchenden anerkannte Autoritäten eine wichtige Rolle als Verbündete für Akzeptanz und Toleranz und zur Unterstützung der Angehörigen (mit und ohne Migrationshintergrund). Eine eigene Betroffenheit z.B. als Angehörige von Homosexuellen kann hilfreich sein, ist aber keine Voraussetzung. Vielmehr können diese Autoritäten Ärztinnen und Therapeuten, religiöse Autoritäten und Prominente sein. Wenn diese sich glaubhaft für Akzeptanz und Toleranz aussprechen, hat dies Vorbildfunktion und regt zum Nachdenken an – ebenso wie in Familien ohne Migrationshintergrund. Umso wichtiger ist es, breit gestreut Verbündete zu finden, die sich gemeinsam für die Akzeptanz vielfältiger Lebensweisen engagieren. Entscheidend ist es also in jedem Fall, das soziale Umfeld von ratsuchenden Angehörigen zu berücksichtigen und die Sorgen von Angehörigen vor der Reaktion des Umfeldes ernst zu nehmen, aber auch im sozialen Umfeld Verbündete und Unterstützer im Coming-out zu suchen.



„Wie kann es nur sein, dass ich mich vor der ganzen Welt oute, einen Film über mich drehen lasse, es aber nicht schaffe, mich vor den eigenen Eltern zu outen? Es ist nicht so, dass ich nicht über das eigene Leben als Schwuler spreche, aber die Bezeichnung ‚anders‘ oder ‚komisch‘ muss in unseren Gesprächen ausreichen, so wie damals in Polen. Wir haben einfach keine Worte dafür, wenn wir miteinander Polnisch sprechen. Vielleicht wollen wir uns gegenseitig schützen, weil das Thema Homosexualität immer noch peinlich ist.“ (Jacek, Polen, In: Ruhrus, baraka 2011: 62)

<sup>49</sup> Siehe hierzu Kapitel 4.1 „Eltern von Homosexuellen sein“ dieses Handbuchs.

### 5.3 Soziales Umfeld

„Doppelt diskriminiert oder gut integriert?“, eine Studie im Auftrag des LSVD Familien- und Sozialvereins zur Lebenssituation von Lesben und Schwulen mit Migrati-

onshintergrund, hat die Bedeutung des sozialen Umfelds als eine entscheidende Quelle für die Befragten bei der Unterstützung oder Behinderung in einem Coming-out gezeigt (Familien- und Sozialverein des LSVD 2010). Das stimmt mit Erfahrungen

aus der Coming-out-Beratung, aus der Beratung von Angehörigen, aus Selbsthilfegruppen und aus Studien zum Coming-out überein: Die Probleme eines Coming-outs erwachsen nicht aus der homosexuellen Identität selbst, sondern aus der vorherrschenden Heteronormativität bzw. verinnerlichten Homonegativität und in einem zweiten Schritt aus Sorge oder Angst vor negativen, ablehnenden Reaktionen des Umfelds.

Das soziale Umfeld schließt die vielfältigen Lebensbereiche wie Ausbildung (Schule und Studium), Arbeitsplatz, Nachbarschaft, Gemeinschaften (Vereine, Organisationen u.a.) ein. Es ist ein Zusammenspiel verschiedener Bezugsgruppen und Zugehörigkeiten, denn Menschen bewegen sich nicht nur in einem einzigen Bezugsrahmen und sie sind nicht aufgrund eines einzelnen Identitätsmerkmals (Migrationshintergrund, sexuelle Identität usw.) abgegrenzt. Migrationsfamilien haben ebenso wie Familien ohne Migrationshintergrund heterogene soziale Umfelder. Ein Unterschied mag jedoch in transnationalen sozialen Räumen bestehen, die für viele Menschen mit Migrationshintergrund charakteristisch sind. Da diese per definitionem ein Produkt der Migration sind, haben Migrationsfamilien sehr wahrscheinlich weiterreichende transnationale soziale Netzwerke als Familien ohne Migrationshintergrund. In deren Folge leben Teile von Familien oder ganze Familien „zwischen den Welten“ und/oder fühlen sich „sowohl hier als auch dort“ zu Hause. „Die längerfristigen Auswirkungen transnationaler Sozialräume auf Familienstrukturen, Rollengefüge und individuelle wie kollektive Identitäten sind durchaus widersprüchlich und bedürfen in der Zukunft tiefergehender Erforschung.“ (Pries 2011: 32f.)

Die Auswirkungen transnationaler sozialer Räume in Bezug auf die Themen Homosexualität bzw. Homosexualität in der Familie sind noch weit weniger erforscht. So gibt es in Deutschland zur Lebenssituation von Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund nur die bereits erwähnte Studie „Doppelt diskriminiert oder gut integriert?“

(Familien- und Sozialverein des LSVD 2010), die auch die Beziehungen zu Familien und zum sozialen Umfeld berücksichtigt. Aus dem bestehenden Datenmaterial und aus Erfahrungsberichten lassen sich jedoch insgesamt sechs Thesen formulieren, die auch für die Soziale Arbeit mit Migrationsfamilien zum Thema Homosexualität relevant sind. Davon sind einige charakteristisch für transnationale soziale Räume, andere sind allgemeingültig und gelten auch für transnationale soziale Räume:

- Grundsätzlich besteht die Möglichkeit eines „flexiblen Umgang[s] mit dem Leben in zwei [oder mehreren] getrennten Welten“ (Familien- und Sozialverein 2010: 19), auch in transnationalen sozialen Räumen. Es darf nicht per se von einer Zerrissenheit zwischen den Welten ausgegangen werden, sondern es sollten vielmehr die Ressourcen des Lebens mit mehreren Welten gesehen werden. Diese Perspektive wird auch in der Sozialen Arbeit unter dem Stichwort „hybride Identitäten“ immer mehr vertreten.
- Wie jedoch individuell mit diesen Welten umgegangen wird, wie stark sie voneinander getrennt oder miteinander verbunden sind, ist sehr unterschiedlich (Ruhrus, baraka 2011). Manche Menschen (mit Migrationshintergrund) erzählen Verwandten im Ausland nichts von der Homosexualität. Dies kann ein Schutz gegen homophobe Anfeindungen oder aber auch ein Versuch der Tabuisierung sein. Dies gilt vor allem für Lesben und Schwule in transnationalen sozialen Räumen.
- Migrationsfamilien sind aufgrund ihrer transnationalen Verbindungen oftmals mehr als Familien ohne Migrationshintergrund gefordert, sich mit homophoben Vorurteilen im Ausland (z. B. im Ursprungsland des Migrationshintergrunds – „Herkunftsland“)<sup>50</sup> auseinanderzusetzen. Diese ambivalente Situation bietet einerseits die Chance der kritischen Konfrontation mit Vorurteilen und die Chance der Aufklärung über andere Formen des Zusammenlebens. Andererseits fürchten Angehörige aber im „Herkunftsland“ offen auf Fragen nach Enkeln, nach der Hochzeit des Sohnes oder der Tochter zu antworten.<sup>51</sup> Erleichtert wird das Verschweigen durch sporadische Kontakte zum Beispiel im Urlaub oder per Telefon, Email usw. Verschweigen aber stört die Kommunikation. Es bleibt z. B. die unausgesprochene Sorge oder der Vorwurf „Wenn wir nicht nach Deutschland gekommen wären,

<sup>50</sup> Der Begriff „Herkunftsland“ wird bewusst in Anführungszeichen verwendet. Er verweist auf die „Herkunft“ des Migrationshintergrunds, nicht aber auf die Herkunft der genannten Personen selbst. In Ermangelung eines passenderen Begriffs sind hier Menschen mit Migrationshintergrund der zweiten und dritten Generation, sowie Kinder aus biculturellen Partnerschaften eingeschlossen, sofern für sie das Merkmal Migration überhaupt selbst eine Rolle spielt. <sup>51</sup> Siehe hierzu Kapitel 4 „Großeltern in Regenbogenfamilien“.



„Meine Mutter sagte einmal zu mir:, Erzähl nicht zu viel von dir in Polen – das braucht dort keiner zu wissen!“ (Jacek, Polen, In: Ruhrus, baraka 2011: 62)

wärst du nie schwul bzw. lesbisch geworden.“ Das stellt die Richtigkeit der Migrationsentscheidung an sich infrage, wertet die homosexuelle Identität ab und beschwört das Phantom der „Homosexualität als westliche Erfindung“.

- Menschen mit Migrationshintergrund machen darüber hinaus vielfach die Erfahrung von Fremdheit oder Ausgrenzung aufgrund kulturalistischer oder rassistischer Zuschreibungen und Stereotype. Diese äußern sich in Vorstellungen wie:

„Homosexuelle Migranten haben es wirklich schwer“ oder „Hier können sie wenigstens frei leben“. Andererseits sind auch Aussagen wie „bei uns gibt es das (Homosexualität nicht, das ist eine Erfindung des Westens“ kulturalistische Abgrenzungen. Diese Erfahrung ist nicht exklusiv für transnationale soziale Räume, sondern betrifft alle Menschen, die als „anders“ und als „fremd“ wahrgenommen werden.

- Ein restriktives intolerantes soziales Umfeld kann der Grund sein, sich weitere soziale Umfelder zu suchen. Ein aufgeschlossenes tolerantes Umfeld hingegen unterstützt dabei, eine

selbstbewusste und zufriedene sexuelle Identität aufzubauen. Dies gilt nicht exklusiv für transnationale soziale Räume, sondern ist eine allgemein gültige, jedoch nicht zu vernachlässigende Einschätzung.

- Das Leben in transnationalen sozialen Räumen stellt sich also ambivalent dar. Es ist ein „Leben in und mit Übergängen“. Dabei sind es die Übergänge, welche Welten verbinden, aber auch Grenzen aufrechterhalten. Das Leben in diesen Übergängen kann eine Ressource und ein Hindernis sein, wobei aber „Migrationshintergrund an sich (...) kein Risikofaktor für körperliche und psychische Gesundheit“ ist (Familien- und Sozialverein 2010: 102). Es ist nicht möglich, eine einzige umfassend gültige Aussage über den Umgang des sozialen Umfelds im Migrationskontext mit Homosexualität zu treffen. Daher ist es notwendig, die Ratsuchenden mit und ohne Migrationshintergrund als Menschen mit vielfältigen und heterogenen sozialen Bezugsrahmen zu betrachten.



„Selbst hier merke ich das, wenn ich mit meiner Freundin händchenhaltend durch die Stadt laufe, dass ich von den Ausländern schlecht angeguckt werde und teilweise auch von den Deutschen, aber auch eher dieses Verwunderliche: ‚Wie kann das sein? Sie ist doch Ausländerin? Sie ist mit einer Deutschen zusammen!‘ (...) Also ganz oft kriegst du dann eben einen Kommentar geschoben. Und einerseits krieg ich dann eben den Kommentar ‚Wie kann ne Türkin mit einer Deutschen händchenhaltend durch die Stadt laufen?‘ Aber dann kriegst auch meine Freundin dann wiederum einen Kommentar: ‚Warum verdirbst du sie?‘ oder ‚Was hast du mit ihr gemacht?‘ oder so.“ (Seda, 24 Jahre, in: Euler, Wenzel 2013: Filmzitat aus „Fremdes Ufer“)

Diese Bandbreite von Erfahrungen muss in der Beratungs- und Bildungsarbeit berücksichtigt und gemeinsam bearbeitet werden, ohne dass man sich nur auf diese Erfahrungen konzentriert. Fachleute der Beratungs- und Bildungsarbeit zum Thema Homosexualität und Familien mit Migrationshintergrund sind herausgefordert, differenzsensibel zu sein und gleichzeitig Differenzen nicht überzubetonen, eigene Verunsicherungen und Unsicherheiten ernst zu nehmen und kompetent mit Uneindeutigkeiten und Ambivalenzen umzugehen.

#### 5.4 Fremdheit, Kulturalisierung, Rassismus

Diesen drei Zitaten sind zwei Dinge gemeinsam: Zum einen geht es um Unterschiede, um Fremdheit und Fremdmachen oder Fremdgemachtwerden. Zum zweiten die dienen diese Unterschiede als Markierungen, als Anzeichen von (vermeintlicher) Fremdheit. Jede Aussage und jede Vorstellung über das Fremde ist aber auch eine Aussage über das Eigene und eine Vorstellung vom Eigenen, ohne dass das Eigene direkt genannt oder beschrieben wird (Nieswand 2004). Ausgedrückt wird damit die Differenz zwischen dem Fremden und dem Eigenen.

Diese Differenz orientiert sich an Markierungen. Diese Markierungen können Hautfarbe, Aussehen, Kultur, Religion, Alter, Geschlecht usw. sein. Sie ermöglichen es, eine Einschätzung vom Gegenüber oder von Gruppen zu treffen, auf deren Grundlage mit diesem Gegenüber oder diesen Gruppen interagiert werden kann. Diese Markierungen sind eng verbunden mit Stereotypen – es ist sehr wahrscheinlich, dass solche Markierungen Stereotype aktivieren.<sup>52</sup>

<sup>52</sup> Siehe hierzu Kapitel 2.2 „Stereotype und Vorurteile“.



„Wenn nichts mehr sicher ist, verspricht Kultur Zuordnung und Identität. Zugleich befördert der Kulturdiskurs Imaginationen der Bedrohlichkeit gegenüber jenen, die als kulturell fremd und anders markiert werden. Kultur dient als Fremdmacher und damit als Identitätsproduzent und Identitätsbehaftung.“ (Messerschmidt 2008: 5)

„Unser Lebensgefühl ist die Entfremdung. Sie wird begleitet von der Angst, die anderen in der Harmonie ihrer Gleichheit zu stören. Von der Angst, von den anderen als Fremdkörper wahrgenommen zu werden. Selten reden wir über dieses Gefühl. Wer könnte uns schon verstehen? Wir wollen normal sein, und wenn das nicht geht, wollen wir wenigstens so tun, als ob.“ (Topçu, Bota, Pham 2012: 52)

„Zumal ich halt hier nicht wirklich mit offenen Armen von manchen empfangen wurde aufgrund meiner Hautfarbe. (...) Meine Mutter konnt das nie nachvollziehen, hat immer gesagt: ‚Du musst dich anpassen!‘ Das habe ich ja versucht. Aber wenn mir dann jemand sagt, ich bin schwarz. Wie soll ich mich..., soll ich mich anmalen? Soll ich wie Michael Jackson rumlaufen irgendwann?“ (Fleur, in: Euler, Wenzel 2013: Filmzitat aus „Fremdes Ufer“)

Bemerkt und markiert wird aber stets nur das, was „nicht normal“ erscheint, das „Andere“ oder die „Anderen“. Diese „Anderen“ werden damit auch zu einer (anscheinenden) Abweichung von einer Norm gemacht. Die Norm selbst wird weder genannt noch markiert. Sie erscheint als selbstverständlich und damit als nicht erklärungsbedürftig. Die Darstellung, was „anders“ oder „nicht normal“ ist, basiert daher immer auf einer Vorstellung von Normalität und ist Ausdruck von Normen und eine (mindestens implizite) Wertung. Der Unterschied zwischen „normal“ und „nicht normal“ ist selten bewusst.



Wann haben Sie das letzte Mal die Aussage gehört „Das ist doch normal“?

In welchen Situationen haben Sie das selbst das letzte Mal gesagt oder gedacht?

Wie reagieren Sie im Gespräch auf eine solche Aussage?

Das Verhältnis von Fremdem und Eigenem, von „normal“ und „nicht normal“ ist jedoch die Differenz. Differenz an sich hat nach Hall (2004: 117–120) verschiedene Dimensionen:

- Sie schafft Bedeutung, durch den Gegensatz, z. B. schwarz und weiß. Zwischen den Polen der Differenz bestehen immer auch Machtbeziehungen. So ist die Aussage „das ist doch keine normale Familie“ stets eine Abwertung der als „nicht normal“ eingeschätzten Familie. Die Vorstellung von Homosexualität als „heilbar“ ist ebenso eine Abwertung, denn dahinter stehen Vorstellungen von „gesunder“ Sexualität (Heterosexualität) und von der Notwendigkeit, das vermeintlich „Kranke“ heilen zu müssen. Auch die Frage „Wo kommen Sie denn nun wirklich her“ schafft Bedeutung: Sie ist Ausdruck für (unausgesprochene) Vorstellungen davon, wie ein Mensch, der „von hier“ kommt, auszusehen habe und dass niemand, der oder die so aussieht wie die angesprochene Person, „von hier“ sein könnte.
- Bedeutung wiederum entsteht in der Interaktion. Sie ist damit veränderlich und nicht festgeschrieben. Dass verschiedene Familienkonstellationen wie Ein-Eltern-Familien, Patchworkfamilien, Regenbogenfamilien unter anderem inzwischen auch als Familien angesehen werden, ist Ausdruck der Veränderlichkeit. Das zeigt, dass Bilder und Normen sich verändern, indem die Realität vielfältiger wird und die Vielfalt sichtbar.

- Darüber hinaus ist Differenz die Basis der symbolischen Ordnung. Sie beschreibt Positionen in einem System von Kategorien. Wenn Dinge also in der falschen Kategorie auftauchen oder in keine Kategorie passen, wird die symbolische Ordnung gestört oder zumindest verunsichert. So stellt Homosexualität verschiedene symbolische Ordnungen infrage: in allererster Linie werden Geschlechterbilder („ein richtiger Mann begehrt Frauen“ und „eine richtige Frau braucht einen Mann“) aufgebrochen. Zwei Männer mit einem Kleinkind, die im Zoo eine Familienkarte verlangen, geben sich nicht nur als schwules Paar zu erkennen, sondern verunsichern auch zusätzlich ein möglicherweise eingeschränktes Familienbild, das bestenfalls zwei Frauen mit einem Kind als Familie anerkennen würde. Der sogenannte „Kopftuchstreit“ ist ein weiteres Beispiel für die Verunsicherung der symbolischen Ordnung, die einige Bundesländer mit einem Kopftuchverbot für Lehrerinnen beantworteten. Diese Verunsicherung reicht jedoch noch weiter und äußert sich tagtäglich in stereotypen Darstellungen und Vorstellungen von Musliminnen und Muslimen als Migrantinnen und Migranten, ohne Berücksichtigung dessen, dass es in Deutschland Muslime ohne Migrationshintergrund gibt.

Differenz ist insgesamt gesehen also ambivalent: sie kann positiv, als auch negativ sein. Sie ist produktiv (in Bezug auf Bedeutung, Sprache, Kultur, soziale Identitäten, subjektives Bewusstsein usw.). Und sie ist bedrohlich, eine Quelle von Gefahr, negativen Gefühlen, Feindseligkeiten und Aggressionen gegenüber dem „Anderen“ (Hall 2004: 122). Darstellungen von Differenz sind also „eine komplexe Angelegenheit“, die „im Betrachter oder in der Betrachterin tief sitzende Gefühle, Geisteshaltungen, Ängste und Befürchtungen [mobilisieren.]“ (Hall 2004: 109).

Diese (unbeabsichtigten) Effekte sind auch in der Sozialen Arbeit zu beobachten. Konzepte wie interkulturelle Öffnung, Diversity usw. versuchen dem zu begegnen. Zwar wird Interkulturalität konzeptionell oftmals recht weit gefasst. Sie bezeichnet „das Verhältnis zwischen unterschiedlichen Lebensformen“ und „reduziert sich nicht auf das Verhältnis von Deutschen und Zugewanderten“ (Schröder 2011: 307). Vielmehr umfasst sie „Unterschiede des Geschlechts, des Alters, der Religion, der sexuellen Orientierung, der körperlichen Ausstattung, der sozioökonomischen Lage, aber auch Unterschiede zwischen verschiedenen Betriebs- und Verwaltungskulturen“ (Schröder 2011: 307). Dennoch stellt sich in der Alltagspraxis immer wieder die Frage, wie „eine Balance herzustellen [ist] zwischen der Beachtung von – im Einzelfall – relevanten Differenzen und der gleichzeitigen Berücksichtigung, dass viele Aspekte im Leben von Familien mit und ohne Migrationshintergrund sich gleichen“ (Jagusch, Sievers, Teupe 2012: 15). In der Praxis reduziert sich die Lösung für diesen Anspruch jedoch allzu oft – mangels zeitlicher, personeller und anderer Ressourcen

– auf die Beschäftigung von Kolleginnen und Kollegen mit Migrationshintergrund bzw. auf die Mehrsprachigkeit in einem Team. Problematisch ist dieser Ansatz eines multikulturellen Teams, weil immer wieder und wie selbstverständlich die Kolleginnen und Kollegen mit Migrationshintergrund für die Arbeit mit den migrantischen Klientinnen und Klienten abgestellt werden, für alle migrationsbezogenen Fragen als Expertinnen und Experten herangezogen werden – unabhängig davon, ob sie wollen oder nicht oder es ihrer Qualifikation entspricht oder nicht. In der Folge findet keine „interkulturelle Öffnung“ statt, sondern der status quo wird erhalten und lediglich ein wenig anders gestaltet. „Die Arbeit mit Familien mit Migrationshintergrund ist (...) bisher häufig noch von gegenseitigen Unsicherheiten (der Fachkräfte, aber auch der betroffenen Familien) charakterisiert“ (Jagusch, Sievers, Teupe 2012: 14).

Im Endeffekt sind also auch „in pädagogischen Ansätzen, die (...) mit dem Label ‚interkulturell‘ gekennzeichnet werden, (...) Annahmen über Fremdheit enthalten und somit implizit vorausgesetzte gesellschaftliche Standards von Nichtfremdheit oder Zugehörigkeit“ (Messerschmidt 2008: 6). Es wird zwar ein dynamischer Kulturbegriff propagiert. Aber je konkreter es wird, desto stärker scheint sich „wieder ein statischer und national konnotierter Kulturbegriff durchzusetzen“ (Reindlmeier 2006: 51). Dadurch entstehen Kulturalisierungen. Das heißt „Verhaltensweisen von Individuen als auch gesellschaftliche Verhältnisse [werden] kulturell interpretiert und auf diesen Aspekt reduziert“ (Reindlmeier 2006: 50). In der Folge werden Strukturen „auf der individuellen wie auch auf der strukturellen Ebene (...) vereinfacht“ und „andere Differenzen sowie die dahinter stehenden Machtverhältnisse ausgeblendet“ (Reindlmeier 2006: 50).

Beim Thema Homosexualität und Migrationsfamilien zeigt sich die „Schwierigkeit der Balance zwischen Differenzsensibilität und Differenzdekonstruktion“ (Jagusch 2012: 93) beispielsweise in Befürchtungen von Fachkräften, Ratsuchende mit Migrationshintergrund mit dem Thema Homosexualität zu verschrecken, zu wenig über Homosexualität insbesondere in der „Kultur“ der Klientinnen und Klienten zu wissen oder auch selbst als Mitglied der Mehrheitskultur „ein so heikles Thema“ nicht adäquat ansprechen zu können, ohne dass es wie Bevormundung oder Belehrung aufgenommen wird (vgl. Familien- und Sozialverein 2007). Mögliche Probleme oder Konfrontationen vorwegnehmend, wird dann das Thema Homosexualität in Migrationsfamilien sicherheitshalber komplett ausgeblendet. Das trägt jedoch nicht nur zur Tabuisierung von Homosexualität (im Kontext der Sozialen Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund) bei. Vielmehr festigt es auch Stereotype über Migrantinnen und Migranten und über Menschen, denen ein vermeintlicher Migrations-

hintergrund zugeschrieben wird, und verhindert letztlich die professionelle Unterstützung von Betroffenen (z.B. Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund und ihren Familien).

Kulturalistische Erklärungsmuster spielen darüber hinaus eine wichtige Rolle innerhalb „kultureller“ Rassismen, die nicht mehr mit dem Bezugspunkt „Rasse“ (biologischer Rassismus) sondern „Kultur“ argumentieren. Rassismus ist ein Prozess der Naturalisierung von gesellschaftlichen Verhältnissen. Er beruft sich zum einen auf die Konstruktion von „Rassen“, die „vermeintliche oder tatsächliche Körpermerkmale mit Charaktereigenschaften und Handlungen der Menschen so verknüpft, dass bestimmte Verhaltensweisen für ein Resultat der Abstammung gehalten werden.“ Die „behaupteten Eigenschaften [werden außerdem] bewertet bzw. abgewertet“ und die definierende Gruppe hat die Macht, ihre Definition durchzusetzen (IDA e.V. 2006). In einem kulturell argumentierenden Rassismus liegt der Fokus dann auf der Unveränderlichkeit und Unüberbrückbarkeit kultureller Differenzen, wobei ein Pol der Differenz stets abgewertet wird. Der zugrunde liegende statische Kulturbegriff betont die Differenzen zwischen Kulturen und schreibt sie als unüberwindbar und allumfassend fest.

Werden die Differenzen zwischen Kulturen solchermaßen betont, setzt dies implizit kulturelle und nationale Zugehörigkeit gleich, stärkt aber auch die „Unterscheidung in ‚Wir und die Anderen‘“ (Reindlmeier 2006: 60). Ausgeblendet wird dabei die Frage, wer die Unterscheidung bestimmt und „wessen Verhaltensweisen und Handlungen als stark ‚kulturell geprägt‘ gedacht werden“ (Reindlmeier 2006: 60). Es ist stets nur die Kultur der „Anderen“ erklärungsbedürftig, nicht aber das „Eigene“, die „eigene“ Kultur (der Fachleute wie Ethnologinnen, Sozialarbeiter, Pädagoginnen, aber auch der Einheimischen, Deutschen, Weißen usw.). Das „Verhalten von Menschen mit Migrationshintergrund [wird] oft mit dem Hinweis auf deren ‚Kultur‘ erklärt bzw. oft sogar darauf abgeleitet. (...) Nicht in den Blick geraten dabei die Gründe des Individuums, warum es in einer spezifischen Situation so und nicht anders handelt und welche subjektive Funktion dies jeweils hat. Das hat zur Folge, dass das Handeln der Individuen kulturalisiert und entsubjektiviert wird. Es würde jedoch niemand auf die Idee kommen, Verhaltensweise und Handlungen von Mehrheitsangehörigen auf die Weise erklären zu wollen: Bei diesen wird ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass diese ‚Gründe‘ (und nicht ‚Kultur‘) für ihr Handeln hätten.“ (Reindlmeier 2006: 61f.) Beispiele dafür finden sich massenweise in medialen und Alltagsdarstellungen von Migrantinnen und Migranten. Aber auch Menschen ohne eigene Migrationsbiografie werden infolge kulturalistischer (das heißt kultur-rassistischer) Zuschreibungen zu „Anderen“, zu „Fremden“ gemacht. Das zeigt sich

z.B. in Fragen nach der Herkunft („Wo kommen Sie denn nun wirklich her?“), in Kommentaren wie „Sie sprechen aber gut deutsch!“, in Vorstellungen wie „mit dem Thema Homosexualität verschrecke ich meine Klientinnen und Klienten mit Migrationshintergrund“, in der Diskussion um bestimmte religiöse Symbole in öffentlichen Räumen usw.

Zusammengefasst muss also festgestellt werden, dass ein Alltagsverständnis von „Kultur“ in Form von Kulturalisierungen an die Stelle eines biologischen Rassismus getreten ist. Auch in der Sozialen Arbeit scheinen bei allen reflektierten Ansprüchen immer wieder kulturelle Stereotypisierungen und Kulturalisierungen durch, denen sich auch eine Fachperson nur schwer entziehen kann.<sup>53</sup> Ein Grund dafür ist die Wirkung von Stereotypisierung als Praxis der Darstellung und Sinnggebung. Die Kritik an Kulturalisierungen sollte jedoch nicht die Konsequenz haben, nun völlig auf „Kultur“ als eine mögliche Differenzdimension zu verzichten. Zugegebenermaßen ist die Verführung einer kulturellen Perspektive im Zusammenhang mit Tabuthemen oder mit Ängsten besonders groß. Denn sie bestärkt die Tendenz, „nicht mehr zu fragen, aufgrund welcher Bedingungen etwa in der Interaktion zwischen ethnischen Minderheitenangehörigen und Mehrheitsangehörigen die Akteure auf das Deutungsmuster kulturelle Identität zurückgreifen und wie es erklärbar ist, dass dies in anderen Akteurskonstellationen nicht geschieht“ (Mecheril 2011: 41). Die kulturelle Perspektive lenkt zudem von der Auseinandersetzung mit eigenen Tabus, aber auch anderen Selbstverständlichkeiten ab.

## 5.5 Kultursensibilität als professionelles Prinzip und persönliche Haltung

Mit Mecherils (2011) Charakterisierung der Verführung durch eine „kulturelle“ Perspektive sind bereits die Möglichkeiten angedeutet, mit denen in der Sozialen Arbeit mit Menschen mit und ohne Migrationshintergrund Kulturalisierungen entgegenwirkt, rassistische Erfahrungen thematisiert und die eigene professionelle Praxis reflektiert werden kann und sollte. Im LSVD-Modell-Projekt „Kultursensible Aufklärung zum Thema Homosexualität für Familien mit Migrationshintergrund (2008–2010)<sup>54</sup> wurde dazu das Konzept „Kultursensibilität“ entwickelt, insbesondere in Hinblick auf das Thema Homosexualität und Migration. In den Fortbildungen des Projekts „Homosexualität und Familien“ (2011–2014) wird es weiter vermittelt. Dieses Konzept basiert auf einem handlungsorientiertem, dynamischen Kulturbegriff. „Kultur“ umfasst hier die Gesamtheit aller Selbstverständlichkeiten (Werte, Normen und Praktiken), die Personen miteinander teilen und „in denen die aktuelle Verfaß-

heit der Gesellschaft, insbesondere ihre ökonomischen und politischen Strukturen, und ihre Geschichte zum Ausdruck kommen“ (Rommelspacher 1995: 22). „Kultur“ in diesem Sinne hilft, Erfahrungen und Handlungen in einen sinnvollen Zusammenhang zueinander zu stellen. Kulturen sind „Landkarten von Bedeutungen“ (Foitzik 2008: 14). Die Selbstverständlichkeiten bzw. Bedeutungen sind vielfältig, veränderlich und nicht exklusiv, sondern überschneiden sich in ihrer Summe mit anderen. Sie sind handlungsanleitend, strukturieren Interaktionen und werden durch Interaktionen hergestellt und reproduziert. Sie helfen bei der Definition von Zugehörigkeiten (vgl. Borchardt 2009). Ein solches Verständnis von Kultur vermeidet die „weit verbreitete (...) Gewohnheit, Interaktionsschwierigkeiten mit Kulturunterschieden zu begründen (Schlagwort ‚Kulturkonflikt‘)“ (Radice von Wogau, Eimmermacher, Lanfranchi 2004: 8). Kultur in diesem Sinne beschränkt sich außerdem nicht auf ethnische Grenzziehungen und berücksichtigt mehrfache (kulturelle) Zugehörigkeiten. Dieses Verständnis dient als Grundlage für den Handlungsansatz „Kultursensibilität“ in der Sozialen Arbeit. In der Praxis bedeutet das, folgende einzelnen Prinzipien zu beachten<sup>55</sup>:

- Mehrfachzugehörigkeiten sind eine Ressource, und sie sind der Normalfall!
- „Kultur“ ist dabei nur EINE Dimension von Differenz, andere Differenzlinien (wie Geschlecht, Alter, körperliche Fähigkeiten, sozialer Status usw.) müssen ebenfalls berücksichtigt werden.
- Dazu muss immer auch die Frage gestellt werden, unter welchen Bedingungen wer mit welcher Wirkung die Kategorie „Kultur“ benutzt? (Mecheril 2004: 116).

<sup>53</sup> Angesichts dessen ist es bemerkenswert, dass im relativ aktuellen „Handbuch Migration und Familie mit Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien“ (Fischer, Springer 2011) mit über 500 Seiten lediglich einmal der Begriff „Rassismus“ auftaucht und dreimal der Begriff „Kulturalisierung“. Wenn auch der Artikel von Fischer (2011) ausführlich fachliche Diskurse über Interkulturalität und Kulturbegriffe darstellt. Sie zieht aus dieser Darstellung ähnliche Konsequenzen in Bezug auf interkulturelle Kompetenz wie hier unter dem Prinzip Kultursensibilität dargelegt werden. Es scheint jedoch, dass die Auseinandersetzung mit der Möglichkeit eigener rassistischer oder kulturalistischer Handlungsweisen und Vorstellungen auch unter Fachleuten ein Tabu ist (vgl. hierzu als eine der wenigen Forschungen zum Thema: Melter 2006). Dafür spricht auch das große Interesse am Thema „Kultursensibilität“ in Fortbildungen und Vorträgen. Dieses Interesse war stets begleitet von vielen Nachfragen zu „kulturspezifischen“ Informationen über Homosexualität in der xyz-Kultur und großer Enttäuschung über die Antwort „Wir können nicht sagen, wie Angehörige der xyz-Kultur auf ein Coming-out reagieren“. Ähnliches beschreibt Jagusch (2012: 100f.) für den Bereich Kinderschutz als Ausdruck für die (trügerische) Hoffnung, „Handlungssicherheit aus dem Wissen über bestimmte Herkunftsländer ziehen zu können“. <sup>54</sup> Zu den Ergebnissen, Ansätzen und Methoden des LSVD-Projektes Migrationsfamilien siehe [www.migrationsfamilien.de](http://www.migrationsfamilien.de). <sup>55</sup> Für weitere Anregungen, um Einrichtungen der Sozialen Arbeit für das Thema Homosexualität in der Familie zu öffnen, siehe das Schlusswort zu diesem Handbuch „Handlungsempfehlungen und Beratungsprinzipien“.

- Das bedeutet, insbesondere in der Arbeit mit Multiplikatoren (z. B. in Fortbildungen, Workshops, Aufklärungsveranstaltungen) „Kultur“ selbst zum Thema zu machen.
- Wenn „Kultur“ aus der Sicht der Klientinnen und Klienten eine Rolle spielt, sollte sie aus sich heraus verstanden werden, das heißt nachfragen, was eine scheinbar „kulturelle“ Spezifik für Klientinnen und Klienten bedeutet. Um Verstehen zu ermöglichen, sind Perspektivwechsel und Perspektivübernahme notwendig (Foitzik 2006: 17f.).
- Eine Voraussetzung dafür ist, die eigenen Werte, Normen, Praxen, Machtpositionen, Privilegien, Stereotype und Projektionen zu reflektieren.
- Offenheit für Irritationen hilft, zuvor unbewusste Selbstverständlichkeiten zu erkennen. Irritationen sensibilisieren also für mögliche (kulturelle und andere) Differenzen, die ausgehalten werden müssen, um das Gefühl von Verstehbarkeit zu bekommen.
- Nicht zuletzt gilt es, Ambiguitätstoleranz zu entwickeln, das heißt die Toleranz gegenüber der Verunsicherung und Ungewissheit, die „Gleichzeitigkeit von Verstehen und Nicht-Verstehen“ anzuerkennen und damit eine Haltung „selbst-ironischer Fehlerfreudigkeit“ zu praktizieren, die „Er-Findungskunst [trägt], die auf das Gestalten von Kontaktgrenzen und Zwischenräumen abzielt“ (Mecheril 2004: 129).

Kultursensibilität ist damit keine Kompetenz, die in einem oder zwei Seminaren zertifiziert werden könnte. Kultursensibilität ist eine Haltung der Reflexion und Selbstreflexion, die immer wieder bewusst eingenommen und beständig geübt werden muss. Sie beinhaltet die Reflexion von Machtpositionen, Privilegien und Handlungsspielräumen, innerhalb derer Bedeutungen verhandelt, reproduziert, aber auch Kulturalisierungen vorgenommen werden. Sie zielt vor allem auf den reflektierten und bewussten Umgang mit der eigenen „kulturellen Brille“ und kann nicht allein ohne Sensibilität anderen Differenzlinien gegenüber wirken. Kultursensibilität ist also nicht nur in der interkulturellen, internationalen oder Sozialen Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund relevant. Sie ist vielmehr eine umfassende Haltung, die verschiedene (nicht national oder ethnisch definierte) Kulturen anerkennt, respektiert und zu verstehen versucht, während sie das Nicht-Verstehen akzeptiert. Als professionelle Kompetenzen in der Sozialen Arbeit sind jedoch wenigstens zwei Kompetenzen unerlässlich: Urteils- und Beobachtungskompetenz. Das heißt, die Re-

flexion, wo und wann kulturelle Differenzen pädagogisch und beraterisch relevant sind und wo nicht (Mecheril 2011: 42), sollte im professionellen Alltag auf einer regelmäßigen Basis stattfinden. Übungen mit den eingangs vorgestellten Fragen können dazu in Teambesprechungen, aber auch in Supervision oder in kollegialem Zwiegespräch durchgeführt werden. Das bedeutet aber auch, sich selbst (und Kolleginnen und Kollegen dazu anzuregen) zu fragen, wer wen warum fremd macht und welche Machtpositionen dazu genutzt werden (vgl. Rommelspacher 1995). Entscheidend ist dabei, Kulturalisierungen nicht aus vermeintlich politischer Korrektheit zu verschweigen – denn bevor sie reflektiert und kritisch bearbeitet werden können, müssen sie erkannt werden. Das funktioniert aber nicht, solange sie verschwiegen werden.

Unter diesen Voraussetzungen ist es möglich, sich auch als Fachkraft von defizitorientierten Problemzuschreibungen zu lösen, Klientinnen und Klienten mit ihren Mehrfachzugehörigkeiten und entsprechenden Ressourcen wahrzunehmen und mit ihnen gemeinsam Handlungs- und Gestaltungsspielräume zu identifizieren und auszubauen.

Auf den Ebenen von Trägern, Politik, Gesellschaft und Medien ist es dazu notwendig, sich weiterhin für den Abbau von gegenseitigen Vorurteilen einzusetzen, Vielfalt als Ressource zu nutzen und Bündnisse zu schließen.

„Ich kann sehr gut beurteilen, was mir gut-, und was mir nicht guttut. Und ich glaube, dass [sic] kann nicht jeder, der nur in einer Kultur geblieben ist. Weil der Blick von außen fehlt. Wir Wanderer zwischen den Welten sehen mehr, das ist sehr schön, aber auch sehr anstrengend.“ (Amor, Bolivien, in Ruhrus, baraka 2011: 18)

„Das [die Balance im Leben zu halten] gelingt mir, indem ich die beiden Seelen, die in mir sitzen, die polnische und die deutsche, auseinander halte und mir daraus nehme, was ich schätze und für mich richtig finde. Und den restlichen Müll liegen lasse.“ (Jacek, Polen, in: Ruhrus, baraka 2011: 61)

„Ich glaube, ich lebe viel bewusster als die ‚Normalen‘, einfach weil ich bewusst leben muss. Und dafür bin ich sehr dankbar. Ich hätte so viele schöne Dinge nicht erlebt, in einem gemütlichen normalen Leben. In dem hätte ich mich um gar nichts kümmern müssen.“ (Mary, Kenia, in: Ruhrus, baraka, 2011: 91)

„Wenn du immer in der Eifel oder in Köln lebst, ist die Welt doch viel kleiner und enger. Weggehen dagegen öffnet viele Türen und Horizonte. Diese Erfahrung macht stark – wenn man sie gut übersteht.“ (Maria, Griechenland, in: Ruhrus, baraka 2011: 84)



## 6 Schlusswort – Handlungsempfehlungen und Beratungsprinzipien

Ilka Borchardt & Heiko Reinhold

Bis hierher haben Sie viel über Wahrnehmungen und Stereotype in Bezug auf Homosexualität sowie über Erfahrungen und Herausforderungen für Familien im Umgang mit Homosexualität in verschiedenen Konstellationen gelesen. Sie konnten einzelne Übungen aus unseren Fortbildungen nachvollziehen und können diese nun selbst im Team oder in einem Workshop einsetzen. Es ging vor allem um die Reflexion eigener Stereotype und Leerstellen zum Thema „Homosexualität in der Familie“, auf die wir hingewiesen und für die wir Informationen angeboten haben. Die Frage der persönlichen Haltung, Selbstreflexion und Kompetenz von Fachpersonal in der Sozialen Arbeit ist entscheidend für den Kontakt mit Klientinnen und Klienten. Aber wie wir auch schon früher angedeutet haben, brauchen auch die engagiertesten Fachkräfte die Rahmenbedingungen und strukturelle Unterstützung, damit das Engagement weder ins Leere läuft, noch verpufft. In diesem Kapitel fassen wir nun noch einmal alle bereits angesprochenen Empfehlungen und Prinzipien zusammen. Dabei sind einige Empfehlungen nicht exklusiv für das Thema Homosexualität in der Familie gültig, sondern gehören zum professionellen Standard in der Sozialen Arbeit. Der entscheidende Unterschied besteht jedoch oftmals darin, den ersten Schritt zu tun, um das noch immer tabuisierte Thema Homosexualität überhaupt anzusprechen – eine Erfahrung, die Lesben und Schwule und deren Angehörige in ihrem eigenen Coming-out ebenfalls machen.

Aus der Erfahrung von Beratungsstellen, Minderheitenpolitik und Selbsthilfe wurde deutlich, dass die entsprechenden Ansätze jeweils parallel auf den Ebenen der Fachkräfte, der Beratungs- und Bildungseinrichtungen, aber auch auf der Ebene der Träger und der Politik umgesetzt werden müssen. Denn nachhaltige Veränderungen und Fortschritte im Umgang mit sogenannten Minderheiten sind erst möglich, wenn ein Thema nicht mehr nur der Initiative einzelner Personen, sogenannter „Betroffener“ oder einzelnen Einrichtungen überlassen bleibt, sondern auf möglichst breite institutionelle und gesellschaftliche Füße gestellt wird.

### 6.1 Was kann das Fachpersonal tun?

#### 6.1.1 Sich informieren, vernetzen und weiterbilden

Für Fachkräfte in der Sozialen Arbeit mit Familien, in Beratung und Bildung gibt es viele verschiedene Möglichkeiten, sich des Themas Homosexualität in der Familie in der alltäglichen Praxis anzunehmen. Dazu gehört zunächst, selbstständig Informationen über das Thema zu sammeln: Schnell und einfach sind Informationen im Internet über regionale und bundesweite Selbsthilfeangebote für Angehörige und von schwul-lesbischen Einrichtungen zugänglich sowie über Literaturempfehlungen für Klientinnen und Klienten. Haben Sie keine Scheu bei Kolleginnen und Kollegen nachzufragen. Außerdem finden Sie eine Auswahl dazu im Anhang dieses Handbuchs.

Die **Informationen über Angebote und Lektüre** sind jedoch nur ein Anfang und können kollegialen Austausch nicht ersetzen. Es ist gerade der Austausch mit anderen Beraterinnen und Beratern, mit anderen Fachkräften der Familienbildung, der neue Perspektiven eröffnet und der die notwendige Auseinandersetzung mit eigenen Vorbehalten und Unsicherheiten auf eine professionelle Ebene hebt. Immer mehr Fachveranstaltungen zum Thema Familie bieten wenigstens einen Vortrag oder einen Workshop mit dem Fokus Homosexualität oder Regenbogenfamilien an. Immer mehr Fachgremien bilden sich und arbeiten zu Querschnittsthemen wie Vielfalt, Antidiskriminierung oder der Öffnung für bislang wenig beachtete Themen. Wenn Sie beginnen, sich aktiv und verstärkt mit Fragen der sexuellen Identität auseinanderzusetzen, sind Tagungen, Netzwerktreffen oder Fachvorträge ein guter Einstieg. In Kaffeepausen können Sie die Referentinnen oder Seminarleiter befragen, im Workshop können Sie die anderen Teilnehmenden kennenlernen und aus ihren Beiträgen Anregungen für Ihre eigene weitere Arbeit ziehen.

Der **fachliche Austausch** kann aber auch im persönlichen Kontakt stattfinden, in Beratungschatrooms, per Telefon oder Email. Wenn eine ratsuchende Person das Thema sexuelle Identität (für Sie unerwartet) anspricht, können Sie sich natürlich nicht einfach aus dem Gespräch zurückziehen, um sich selbst erst einmal zu informieren. Aber Sie können im Nachhinein, als Vorbereitung auf das folgende Beratungsgespräch oder auf den nächsten Klienten oder die nächste Klientin den Austausch mit anderen Fachleuten suchen. Wenn Sie beispielsweise mit der Bitte um Informationen oder kollegiale Beratung in einer schwul-lesbischen Einrichtung anrufen, werden Sie kaum abgewiesen werden. Diese Kolleginnen und Kollegen können Ihnen Hinweise auf spezifische Herausforderungen im Coming-out geben,

Informationen über Selbsthilfeangebote in Ihrer Region oder auch Informationsmaterial zur Weitergabe an Ratsuchende nennen und zuschicken. Auch in schwul-lesbischen Organisationen ist die Notwendigkeit der **Vernetzung** mit Einrichtungen der Sozialen Arbeit schon längere Zeit ein Thema. Hier können Sie nicht nur für sich selbst Unterstützung erfahren, sondern auch den Kolleginnen und Kollegen Unterstützung bei deren Vernetzungsarbeit und für ihren fachlichen Austausch geben.

Kollegiale Netze bieten den Zugang zu mehr und anderen Informationen, als es üblicherweise eine Einzelperson mit eigener Recherche je leisten könnte. Dazu gehört auch, dass Sie in der Regel früher oder schneller von Fortbildungen oder Workshops zum Thema erfahren. **Fortbildungen** sind ein wesentlicher Aspekt dessen, was Sie selbst für die Einbindung des Themas in die alltägliche professionelle Praxis tun können: Wir haben hier wiederholt hervorgehoben, dass Selbstreflexion, Auseinandersetzung mit Leerstellen und Unsicherheiten grundlegende Ansätze bei der Arbeit zu sogenannten Tabuthemen wie Homosexualität sind. Diese Leistung kann aber nicht nur im Selbststudium erbracht werden. Denn Leerstellen haben die Eigenschaft, dass man sie selbst nicht sieht – es sind eben „blinde Flecken“. Genau diese zu entdecken, gelingt am sinnvollsten in der Zusammenarbeit mit anderen, z.B. in Fortbildungen. Sie bieten im Vergleich zum fachlichen Austausch zudem zwei zusätzliche Vorteile, die vor allem für erfahrene Fachleute von Bedeutung sein können:

1. Fortbildungen im Bereich Antidiskriminierungsarbeit oder Vorurteilsbewusstheit sind ein geschützter Raum. Sie leben davon, dass Voreingenommenheiten nicht als individuelle Fehlurteile zu verstehen sind, sondern als erlernte/sozialisierte Muster. Das beinhaltet den Anspruch, niemanden für Berührungssängste, Unsicherheiten oder Voreingenommenheiten zu verurteilen, sondern diese offen und wertfrei zu bearbeiten.

2. Vorurteilsbewusstheit setzt bei den eigenen Erfahrungen der Teilnehmenden an. Teilnehmende an solchen Fortbildungen sind also in aller Regel daran interessiert, sich selbst auf diese Reise zu begeben, die die Auseinandersetzung mit den „blinden Flecken“ bedeutet. Fortbildungen sind also im doppelten Sinne ein geschützter Raum.

Es bieten sich Fortbildungen an aus den Bereichen der Anti-Bias- und Antidiskriminierungsarbeit, aus der Sexualpädagogik, unter dem Thema „Vielfalt entdecken, Vielfalt schätzen“, und vieles mehr. Auch Fortbildungen zu interkultureller Öffnung sind unter Beachtung der vorgestellten Kritik (vgl. Kapitel 5) hilfreich. Hier können

Sie Kulturalisierungen thematisieren, hinterfragen und den Umgang mit eigenen kulturellen Brillen – die ebenfalls Leerstellen sind –, reflektieren und weiterentwickeln. Es sind also thematisch keine strikten Grenzen gesetzt, denn viel hängt von den Trainerinnen und den Teilnehmenden ab – und auch von Ihnen, wenn Sie z.B. fehlende Themen oder Fragen selbst ansprechen.

### 6.1.2 Klientinnen und Klienten gegenüber – Sensibilität zeigen

Das Ziel aller Anstrengungen ist es, Klientinnen und Klienten die bestmögliche Unterstützung zu geben. Damit können Sie beginnen, noch bevor Sie eine erste Fortbildung besucht haben, indem Sie eine vollständige Liste aller regionalen Angebote in der Schreibtischschublade oder fest etablierte Kontakte mit schwul-lesbischen Organisationen haben: Denken Sie in dem nächsten Beratungsgespräch mit einer oder einem unbekanntem Ratsuchenden daran, sie oder er könnte homosexuell sein oder eine lesbische Ehefrau oder einen schwulen Ehemann haben. Vielleicht ist das eigentliche Beratungsthema ein Coming-out, während es vordergründig um Erziehungsprobleme oder die schulischen Leistungen der Kinder geht? Oder wenn es sich um eine Trennungsberatung handelt und der ausgesprochene Grund dafür eine außereheliche Beziehung des Ehemanns ist: Fragen Sie nach, um welche Art Beziehung es sich handelt, „mit einer Frau oder einem Mann?“. Oder wenn eine Frau mit Liebeskummer in die Lebensberatung kommt, lassen Sie die Option einfließen, dass es sich dabei um eine Frau oder einen Mann handelt, indem Sie **offen nachfragen**. Sie mögen anfangs Irritation wahrnehmen, vielleicht sind die Ratsuchenden auch schockiert oder weisen entrüstet diese Möglichkeit von sich. Denjenigen Klientinnen und Klienten aber, die es betrifft, eröffnen Sie damit die Chance, das Thema selbst anzusprechen.

Sie können mit kleinen Fragen oder Nebensätzen Ihre Sensibilität, Offenheit und Kompetenz im Umgang mit Fragen der sexuellen Identität **signalisieren**. Und Sie können sicher sein, dass die kleinsten Signale bemerkt werden! Auch wenn es gerade für die aktuell vor Ihnen sitzenden Ratsuchenden kein Thema ist, tragen Sie durch Beiläufigkeit dieser Signale zur Normalisierung verschiedener Lebensentwürfe bei. Die entscheidende Wirkung bei der gleichberechtigten Nennung verschiedener sexueller Identitäten ist, dass die „Besonderung“ oder „Veränderung“ entfällt – Sie erkennen damit an (und vermitteln es Ihren Klientinnen und Klienten), dass es um gleichermaßen zu achtende und nicht um „besondere“, als etwas „Anderes“ zu behandelnde Lebensweisen geht.

Natürlich kann es auch vorkommen, dass Sie selbst nach mehreren Fortbildungen, nach Literaturstudium usw. durchaus Fragen begegnen, die Sie nicht beantworten können. Oder dass Sie sich bei bestimmten Aspekten des Themas unsicher fühlen. Wenn Sie dies in der Bildungsarbeit oder im Beratungsgespräch bemerken, sollten Sie Ihren Besucherinnen und Besuchern auch zu verstehen geben, dass Sie sich hier momentan nicht kompetent fühlen und sich zunächst mit anderen Fachleuten beraten möchten. Das widerspricht Ihrer professionellen Kompetenz nicht. Gerade wenn es sich aber um ein Tabuthema handelt, das auch für Ihre Klientinnen und Klienten mit Sorgen oder Ängsten besetzt ist, ist Ihre eigene **Authentizität** umso wichtiger. Kaum etwas wäre hinderlicher für einen Hilfe- oder Bildungsprozess, als eine Fachperson, die ihre Unsicherheit oder fehlende Informationen zu überspielen versucht. Klientinnen und Klienten stellen dies früher oder später als einen Vertrauensbruch fest, der langfristig nachwirkt. Das Zugestehen von eigenem Informationsbedarf aber ist auch ein Zeichen der Achtung für die Ratsuchenden, die sich ernst genommen und wertgeschätzt fühlen.

Insbesondere in der Bildungsarbeit gibt es noch einen weiteren Aspekt, der in Ihren Händen liegt: Setzen Sie diskriminierenden Äußerungen, abwertenden Bemerkungen oder Verhaltensweisen etwas entgegen. Lassen Sie sie nicht einfach stehen! Thematisieren Sie homophobe, kulturalisierende Sprüche oder Witze, fragen Sie nach. Selbst wenn sich in der jeweiligen Kursgruppe niemand geoutet hat und Sie auch nicht vermuten, dass jemand mit einer nicht heterosexuellen Identität dabei ist, tragen solche Interventionen langfristig zum Abbau von Diskriminierung und zu mehr Respekt und Achtung bei. Das gleiche gilt für Gruppen, in denen Menschen mit verschiedenen Migrationshintergründen, kulturellen Unterschieden usw. zusammenkommen, also bei allen heterogenen Gruppen. Und wenn ein Mensch in dieser Gruppe ist, der oder die sich im Coming-out befindet, wird diese Person sich wahrgenommen fühlen ohne persönlich angesprochen zu sein. Auch so signalisieren Sie Ihre Sensibilität. Zudem werden damit alle Kursteilnehmenden sensibilisiert für die eigene Verantwortung im Umgang mit Minderheiten sowie für die Tatsache, dass jede und jeder in die Gefahr geraten kann, selbst ausgegrenzt und diskriminiert zu werden. Insbesondere wenn Sie selbst in den jeweils relevanten Differenzmerkmalen der Norm entsprechen – also z. B. deutsch, heterosexuell und Angehörige oder Angehöriger der Mittelschicht sind – wirken diese Interventionen unter Umständen nachhaltiger, als wenn „Betroffene“ sie äußern. Wie aus der Antirassismusbearbeitung bekannt ist, werden Einwürfe von „Betroffenen“ allzu schnell als „Überempfindlichkeit“ abgetan. Mit dem Verantwortungsbewusstsein, das Sie so zeigen, tragen Sie nicht nur in Ihrem jeweiligen Praxisfeld und im Kontakt mit Klientinnen und Klienten zur Öffnung und Abbau von Ausgrenzungen bei. Sie werden vielmehr

zu Verbündeten in gesamtgesellschaftlichen Inklusionsprozessen (wie wir bereits in Kapitel 5 darlegten).

### 6.1.3 Mit Kolleginnen und Kollegen im Team

Alle bisher angesprochenen Strategien gelten auch für den Umgang mit Kolleginnen und Kollegen im Team oder in Ihrer gesamten Institution: Thematisieren Sie diskriminierende oder ausgrenzenden Kommunikation oder Verhalten im Team. Signalisieren Sie lesbischen Kolleginnen oder schwulen Kollegen Ihre Offenheit. Nehmen Sie gemeinsam an Fortbildungen zu Themen der sexuellen Vielfalt teil oder schlagen Sie diese vor. Bringen Sie das Thema sexuelle Vielfalt in Ihre jeweiligen Fachgremien ein. Kompetente Referentinnen und Referenten stehen Ihnen sicher gern für Inputs zur Verfügung. Stellen Sie Ihre Informationen und Netzwerkkontakte für kollegiale Beratung auch im Team zur Verfügung. Niemand kennt alle Organisationen und weiß über alle Themen genau Bescheid. Aber im Austausch wächst der Fundus und Sie ersparen sich gegenseitig doppelte Recherchearbeit. Und sprechen Sie z. B. in Supervisionen oder in Teamsitzungen gleichgeschlechtliche Lebensweisen an, als Beratungsfälle oder wie Sie diese in Ihre Familienbildungsarbeit einbinden können. Sie werden vielleicht überrascht sein von der Vielzahl der ganz einfachen Ideen, die Ihre Kolleginnen und Kollegen haben, und können diese gemeinsam weiterentwickeln. Denn es braucht oftmals nur eine Person, die das Thema überhaupt auf den Tisch bringt. Regen Sie an, Informationsmaterial zu sexueller Vielfalt in Ihrer Beratungsstelle auszulegen. Hängen Sie Plakate an gut sichtbaren Stellen auf, die die Vielfalt familiärer Lebensformen widerspiegeln. Beides sind wichtige Zeichen für Ratsuchende. Informationsmaterial oder Plakate und Flyer können Sie bei lesbisch-schwulen Organisationen oder Beratungseinrichtungen, bei Antidiskriminierungsstellen oder -netzwerken erhalten. Eine Auswahl der Einrichtungen und Organisationen finden Sie im Anhang.

Sprechen Sie aber auch mögliche Befürchtungen im Zusammenhang mit diesen Strategien offen und konstruktiv an. Haben Sie oder einzelne aus Ihrem Team Einwände gegen den Aushang von Plakaten? Welche Befürchtungen haben Sie, wenn eine lesbische Kollegin oder ein schwuler Kollege ihre oder seine Lebensweise sichtbar machen will? Auch hier gilt das Motto der Authentizität – im Team ebenso wie vor Besucherinnen und Besuchern Ihrer Einrichtung. Sie könnten die Öffnung Ihrer Institution in Fragen der sexuellen Vielfalt nur halbherzig oder beschämt vertreten, wenn Sie Ihre Einwände nicht gemeinsam reflektieren und mithilfe kollegialer Beratung abbauen. Und eine unehrliche Haltung ist ebenso hinderlich für Antidiskriminierungs- und Inklusionsprozesse wie komplettes Schweigen.

## 6.2 Was braucht es in den Institutionen der Sozialen Arbeit?

Zusätzlich zu den bereits genannten Aspekten gibt es auf der Ebene der Institutionen weitere Möglichkeiten, die Öffnung für sexuelle Vielfalt voranzutreiben. Ein Großteil dieser Möglichkeiten betrifft die Sichtbarmachung der vorhandenen Kompetenzen. Es geht aber auch um die Verschränkung bestehender Angebote in verschiedenen Einrichtungen.

### 6.2.1 Räume schaffen, Räume öffnen – Zugang, Öffnung

Wenn Sie in der Familienberatung oder in der Familienbildung tätig sind, spielt natürlich das Familienbild eine Rolle. Schaffen Sie Räume für verschiedene Familienformen. Dies lässt sich oftmals mit geringem Aufwand realisieren: Wenn Sie Krabbelgruppen, Elternkurse, Elterncafés oder Gesprächskreise anbieten, öffnen Sie Ihre Angebote explizit für gleichgeschlechtliche Eltern oder Familien mit Spätem Coming-out. Weisen Sie im Beratungskatalog ausdrücklich auf Beratungsangebote für heterosexuelle Ratsuchende, egal welchen Alters, mit einem homosexuellen Familienmitglied hin. Sie schaffen damit keine neuen Räume, die zusätzliches Personal oder Mietkosten binden, sondern Sie öffnen vielmehr die bestehenden Räume und erschließen damit den Besucherinnen und Besuchern Ihrer Einrichtung neue Zugangsmöglichkeiten.

In vielen Einrichtungen aber ist es auch möglich, neue Angebote zu begründen. Das können Familientreffs für Regenbogenfamilien sein, Seniorengruppen für Spätes Coming-out oder offene Treffs für Migrationsfamilien mit homosexuellen Angehörigen. Wenn Sie sich diesen Herausforderungen stellen wollen, seien Sie in erster Linie geduldig! Die Angebote müssen sich herumsprechen und gründlich beworben werden, z. B. über Ihre Netzwerke, bevor sie wirklich in Anspruch genommen werden. Vielleicht taucht beim ersten Treffen für Regenbogenfamilien nur ein lesbisches Paar auf. Oder die Seniorengruppe für Spätes Coming-out besteht anfangs nur aus einer Person. Oder alle Kolleginnen und Kollegen raten Ihnen von einem Treffen für Migrationsfamilien und Homosexualität ab. Solche Angebote brauchen oftmals einen langen Atem, weil auch bei Besucherinnen und Besuchern Berührungängste bestehen oder die Befürchtung, sich gleich in der ganzen Kleinstadt zu outen; und dies hält sie von einem Besuch ab. Seien Sie nicht enttäuscht, wenn Sie beim ersten Mal ganz allein da sitzen. Sichern Sie sich vorab die Unterstützung der Leitung und im Team. Bieten Sie jedes Mal einen Programmpunkt – Filme zu zeigen, bietet sich an. Für Bildungs- und Beratungseinrichtungen gibt es verschiedene Me-

dien lizenzfrei zum Ausleihen oder zum Kauf. Ein kleines Rahmenprogramm zieht Besucherinnen und Besucher an, auch wenn sie das Thema selbst nicht betrifft. Und Mundpropaganda ist gerade bei Tabuthemen die beste Werbung. Sie werden früher oder später sehen, wie viele Menschen mit homosexuellen Angehörigen es doch gibt, die dankbar sind für diese geschützten Räume in Ihrer Einrichtung.

### 6.2.2 Barrieren abbauen – Fortbildung, Konzepte

Um sich weitergehende Unterstützung für die Arbeit zum Thema Homosexualität in der Familie zu holen, nehmen Sie an Fortbildungen teil und erarbeiten Sie im Team eigene Konzepte zur Öffnung für sexuelle Vielfalt. Zum Thema Fortbildungen haben wir schon viel vorgestellt. Sie brauchen sich nicht gleich eine Trainerin oder einen Trainer einzuladen. Beginnen Sie mit kleinen Einheiten in der Teamsitzung. Bringen Sie die Übungen dieses Handbuchs in Ihr Kollegium ein. Werden Sie so selbst Trainerin oder Trainer. Regen Sie Ihre Kolleginnen und Kollegen an, selbst Reflexions- und Inklusionsübungen für die nächste Teamsitzung zu finden. Das steigert die eigene Kreativität, motiviert und macht Spaß. Wechseln Sie im Turnus die kollegialen Rollen. Solche Ansätze tragen zu positiven Teambildungsprozessen bei und Sie lernen sich selbst und jede und jeden Einzelnen im Team neu kennen. Für die weitere Fortbildungsarbeit stehen verschiedene Organisation und Vereine, professionelle Trainerinnen und Trainer zur Verfügung. Sie können von kurzen Workshops (mit und ohne Wiederholungen) bis hin zu mehrtägigen Fortbildungen alles finden. Manche Fortbildungen, gerade zu Tabuthemen, scheitern an zu wenigen Anmeldungen. Öffnen Sie die Fortbildungen, die für Ihre Einrichtung angeboten werden, für Kolleginnen und Kollegen anderer Einrichtungen. Es ist oft eine Frage der Zeit und des Geldes, vor allem aber auch eine Frage der Bereitschaft des Teams, sich auf solche Veranstaltungen einzulassen. Eine Vorbereitung dafür sind kleine Übungen, die Sie selbst durchführen können. Wenn Sie externe Fortbildungen besucht haben, berichten Sie im Team davon! Nichts ist so überzeugend als Einladung zu Fortbildungen wie ein persönlicher Bericht eines Kollegen oder einer Kollegin.

So wie Konzepte zur Interkulturellen Öffnung inzwischen ein Muss für fast alle Einrichtungen der Familiensozialarbeit sind, sollten Sie das auch für das Thema Homosexualität anregen. Konzepte für die Öffnung der Einrichtung sind notwendig, um nicht planlos und unkoordiniert an verschiedenen Ecken gleichzeitig zu beginnen und die Initiative verpuffen zu lassen. Überlegen Sie im Team, welche allgemeinen Angebote für Besucherinnen und Besucher sich in Ihrer Einrichtung bewährt haben und was konkreter erweitert oder neu umgesetzt werden kann. Wofür ist Ihre Ein-

richtung bekannt? Was sind vielleicht Alleinstellungsmerkmale? Wo liegt Ihre Expertise? Setzen Sie hier an und gehen Sie weiter!

Dabei sind sozialräumliche Rahmenbedingungen zu berücksichtigen. Arbeiten Sie zusammen mit Sozialraumkoordination, Quartiersmanagement oder den entsprechenden Abteilungen der Stadtverwaltung. Sie kennen Ihre konkrete Klientel am besten, aber Sozialraumkoordination und Stadtverwaltung bringen ihre Stadtbezirksgrenzen überschreitenden Erfahrungen ein. Es hat wenig Sinn, in benachbarten Vierteln ein und dasselbe Angebot doppelt einrichten zu wollen. Vielleicht müssen Sie gar nicht ganz neu anfangen, sondern können mit Kolleginnen und Kollegen in anderen Einrichtungen im Wechsel oder gemeinsam die Angebote durchführen.

### 6.2.3 Betroffene beteiligen – Vernetzung

Sie haben sich inzwischen über regionale Selbsthilfeangebote des befah e.V., von tangiert (Netzwerk von Frauen mit homosexuellen und bisexuellen Partnern), von ilse (Initiative lesbischer und schwuler Eltern), der Schwulen Väter usw. informiert? Sie kennen die schwul-lesbischen Organisationen vor Ort? Beteiligen Sie sie an Ihrer Arbeit! Laden Sie sie zu Ihren Angeboten ein! Einige sind vielleicht bereit, aus der Erfahrung ihrer Organisation zu berichten oder den Teilnehmenden ihre Angebote darzustellen und auf Fragen zu antworten. Seien Sie jedoch vorsichtig und machen Sie nicht die Vertreter der Organisationen zu Stellvertretern **aller** Eltern von Lesben und Schwulen, zu Stellvertretern **aller** homosexuellen Eltern oder zu Stellvertretern **aller** Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund! Damit würden Sie den Status der oder des „Anderen“ untermauern. Es geht doch vielmehr darum, die Vielfalt deutlich zu machen. Das könnten und sollten Sie in Ihrer Moderation der Fragerunden deutlich machen.

Sie können den Selbsthilfegruppen auch anbieten, ihre Gruppentreffen in Ihrer Einrichtung durchzuführen. Selbsthilfegruppen sind meist ehrenamtlich organisiert und begleitet. Viele wären daher sehr dankbar für die Möglichkeit, einen kostenlosen und geschützten Raum regelmäßig zur Verfügung gestellt zu bekommen. Wichtig ist hier die Kontinuität. Sie müssen also nur sichern, dass die Gruppe dann nicht zugunsten anderer Angebote diesen Raum wieder verliert.

Mit solchen kleinen Schritten tragen Sie zur Vernetzung und zur besseren Werbung bestehender Angebote bei, schonen die eigenen und die Ressourcen anderer, fördern den Austausch und erlangen selbst neue Perspektiven.

### 6.2.4 Zeichen setzen – Öffentlichkeitsarbeit

Die Wichtigkeit von Öffentlichkeitsarbeit wird in der Sozialen Arbeit insbesondere im Zusammenhang mit dem Abbau von Zugangsbarrieren für bestimmte Zielgruppen immer stärker wahrgenommen. Dazu hat beispielsweise die Erkenntnis geführt, dass es nicht ausreicht, „interkulturelle“ Angebote zu machen oder „interkulturell zu denken“, um Menschen mit Migrationshintergrund anzusprechen. Die entsprechenden Angebote müssen auch gezielt beworben werden, damit sie genutzt werden. Gleiches gilt für Angebote zum Thema „Homosexualität in der Familie“. Es genügt nicht, „offen zu sein“ für entsprechende Beratungsanfragen – diese Offenheit muss sichtbar gemacht werden. So wie Flyer inzwischen in verschiedenen Sprachen gedruckt werden, an den Eingangstüren zu öffentlichen Einrichtungen „Willkommen“ in verschiedenen Sprachen steht, Plakate in Wartebereichen aufgehängt werden, die Menschen unterschiedlicher Hautfarbe und mit unterschiedlichen Kennzeichen religiöser Zugehörigkeit zeigen, ebenso müssen Sensibilität, Offenheit und Kompetenz für sexuelle Vielfalt verdeutlicht werden. Die schon früher genannten Flyer, Plakate und Broschüren von lesbisch-schwulen Einrichtungen und von Selbsthilfeorganisationen sind eine Möglichkeit, Öffentlichkeitsarbeit von kooperierenden Einrichtungen mit zu nutzen. Ein weiteres, unaufwändiges Zeichen sind Aufkleber mit Regenbogenfahnen, z.B. an der Eingangstür. Hiermit können Sie sehr wirksam gegenüber denjenigen, die es betrifft, die nötige Einladung aussprechen – ähnlich wie das „Willkommen!“ in verschiedenen Sprachen.

Auch mit Stellenausschreibungen können Zeichen gesetzt werden, z. B. durch einen „Antidiskriminierungszusatz zur sexuellen Vielfalt“. Dieser könnte wie folgt aussehen: „Die Beratungsstelle ... (oder ... als Träger der Sozialen Arbeit) fördert aktiv die Gleichstellung aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Wir begrüßen deshalb Bewerbungen von Frauen und Männern, unabhängig von deren kultureller und sozialer Herkunft, Alter, Religion, Weltanschauung, Behinderung oder sexueller Identität.“

Ähnlich explizit sollte auch in den eigenen Materialien das Thema sexuelle Identität sichtbar werden. Im Beratungskatalog auf Flyern oder im Internet können zum Beispiel Spätes Coming-out, Regenbogenfamilien und/oder der Hinweis auf kultursensible Beratung zu Homosexualität in Migrationsfamilien aufgenommen werden. Egal, was Sie anbieten, das Entscheidende ist die ausdrückliche Nennung. Wenn Sie hierbei unsicher sind, wie etwas formuliert werden kann, können Sie Ihr kollegiales Netz befragen. Auch für den Austausch zu Erfahrungen, welche Strategien der Öffentlichkeitsarbeit besonders wirksam sind, stehen Ihnen Ihre Netzwerke sicherlich gerne zur Verfügung.

Wenn Sie eine neue Gruppe, einen neuen Kurs oder ähnliches einrichten, sorgen Sie dafür, dass diese nicht nur auf der Internetseite Ihrer Einrichtung und im Angebotskatalog genannt werden. Nutzen Sie auch hier Ihre Netzwerke und deren Öffentlichkeitsarbeit für die Bewerbung der Angebote. Je breiter die Information gestreut wird, desto größer die Öffentlichkeitswirksamkeit! Das kostet wenig Zeit und Geld, und Ihre Kooperationspartner können mit der Werbung für Sie gleichzeitig die eigene Einrichtung in ihrer Vernetzung und Offenheit vorstellen.

Die Bedeutung des Internets für Menschen, die sich mit Tabuthemen oder angstbesetzten Themen herumschlagen, ist nicht zu unterschätzen. Es ist eine Quelle von Information, ein Forum für Austausch, aber auch für anonyme Beratung. Nutzen Sie dieses Medium ausdrücklich für Ihre Öffentlichkeitsarbeit. Die meisten Einrichtungen stellen sich im Internet mit ihren Angeboten, ihrem Selbstverständnis und dem Team vor. Viele bieten darüber hinaus auch Listen mit kooperierenden Organisationen an. Verlinken Sie sich mit Selbsthilfe- und lesbisch-schwulen Organisationen. Nennen Sie diese auf Ihrer Website und bitten Sie die Organisationen, Sie auch als Kooperationspartner zu verlinken. Das ist nicht nur Ausdruck der Kooperation und Ihrer trägerübergreifenden Vernetzung. Es ist ein wesentliches Element von Werbung für Ihre Kompetenz und darüber hinaus eine Positionierung zu Offenheit, Respekt und Akzeptanz.

### 6.3 Innerhalb der Träger

Viele Einrichtungen der Familiensozialarbeit sind in überregionalen Trägern eingebunden. Hieraus ergibt sich ein weiteres Tätigkeitsfeld, um das Thema Homosexualität in der Familie langfristig in den Strukturen zu verankern und die einzelnen Fachleute zu entlasten. Alle bisher genannten Handlungsempfehlungen in Bezug auf Fortbildung, konzeptioneller Arbeit, Vernetzung und Kooperation sowie Öffentlichkeitsarbeit sollten entsprechend überregional auf der Ebene der Träger umgesetzt werden. Darüber hinaus sollten größere Träger auch die Möglichkeit nutzen, sich mit ihrer jeweiligen Ausrichtung stärker in Fachdiskurse, Familienpolitik und Antidiskriminierungsarbeit einzubringen und diese mitzugestalten.

Träger der Sozialen Arbeit sind in der Verantwortung, Partei zu ergreifen. Soziale Arbeit ist eine parteiliche Tätigkeit zugunsten der Klientinnen und Klienten. Träger, deren Einrichtungen offene Familienbilder und entsprechende Angebote praktizieren, können Vorreiter für die familienpolitische und gesellschaftliche Öffnung aller

Kooperationspartner sein. Diese Parteilichkeit sichtbar zu machen, sich auf politischer Ebene zu engagieren, ist originäre Aufgabe der Träger, nicht nur der einzelnen Einrichtungen. Das Engagement für Klientel und Themen von vermeintlichen Minderheiten sollte nicht vor dem Thema Homosexualität in der Familie halt machen.

Sinnvoll ist es hierzu, Antidiskriminierungsrichtlinien und Diversityansätze voranzutreiben, z.B. durch die Einsetzung von überregionalen Beauftragten für Antidiskriminierung. Diversity und der Abbau von Diskriminierung sind Querschnittsthemen, brauchen jedoch feste Ansprechpartner, die darauf achten, dass die Querschnittsaufgaben nicht im Alltagsgeschäft oder der thematisch bestimmten Arbeit vernachlässigt werden. So wie es bundesweite und überregionale Antidiskriminierungsstellen gibt, sollten sie – sofern noch nicht vorhanden – auch bei den Trägern der Sozialen Arbeit eingesetzt werden. Diese Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner unterstützen bei der Ausarbeitung von Konzepten, beraten Mitarbeiter, koordinieren Fachgremien und die Vernetzung auf überregionaler Ebene. Sie können zwar keine Expertinnen oder Experten für alle Arbeitsfelder der Träger sein, aber sie sind die Schnittstellen für die Umsetzung mit den Experten der jeweiligen Arbeitsgebiete der Träger.

Die Einrichtung von Antidiskriminierungs- und Diversity-Stellen ist ein erster Schritt hin zur langfristigen und anhaltenden Öffnung der Träger für sexuelle Vielfalt. Darüber hinaus sollten Träger darauf hinwirken, dass alle Merkmale von Vielfalt gleichberechtigt in die Aus-, Fort- und Weiterbildung aufgenommen werden. Bislang reduziert sich Vielfalt in der Praxis doch noch allzu leicht auf bestimmte Merkmale. Dabei sind durchaus Veränderungen hinsichtlich des Abbaus von Barrieren zu beobachten: Verschiedene Internetseiten in leichter Sprache kommen nicht nur Menschen mit Behinderungen, sondern auch Menschen mit Deutsch als Fremdsprache zugute; sie sensibilisieren aber auch Fachleute und andere Nutzerinnen der Internetseite für die eigene Sprache. Weitere Barrieren für Klientinnen und Klienten können jedoch nur dann wirksam abgebaut werden, wenn das Thema möglichst frühzeitig in der Ausbildung verankert wird. Am sinnvollsten erscheint uns hier, die Sensibilisierung für Stereotype und Vorurteile in jeglicher Hinsicht zu einem grundlegenden Bestandteil jeder pädagogischen und sozialen Ausbildung zu machen. Und sich dabei nicht nur auf einige wenige mögliche Diskriminierungsmerkmale zu konzentrieren, ermöglicht es, sich in späteren Fortbildungen einzelnen Themen vertieft zu widmen. Darüber hinaus schon die frühzeitige Verankerung in der Ausbildung die Ressourcen des Fachpersonals, der Einrichtungen und der Träger und sichert langfristig die Qualität der Sozialen Arbeit.

## 6.4 Fazit

---

Unsere Handlungsempfehlungen und Vorschläge zielen auf die Qualitätssicherung im Bereich der Sozialen Arbeit. Übergeordnetes Ziel ist es, Barrieren und Diskriminierung abzubauen, die sich unter anderem in Unsichtbarkeit und Stereotypen äußern und letztlich immer wieder bestimmte Menschen ausschließen. Das Thema „Homosexualität in der Familie“ zeigt, wie umfassend Stereotype und Vorurteile wirken, sodass auch heterosexuelle Angehörige ihnen ausgesetzt sind und sich mit ihnen auseinandersetzen müssen. Es illustriert außerdem die Beständigkeit und Vielfalt an Vorurteilen und Stereotypen, aber auch und vor allem die Interventionsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit.

Mit unserem Projekt „Homosexualität und Familien“ und den Fortbildungen möchten wir einen Beitrag leisten, dass allen Menschen ungeachtet ihrer verschiedenen Differenzmerkmale und Zugehörigkeiten gleichermaßen qualifizierte, kompetente und sensible Unterstützung offensteht. Auch unsere Erfahrung aus Fortbildungen und Vorträgen zeigt, dass die Auseinandersetzung mit Vorurteilen zum Abbau von Diskriminierung zuallererst bei sich selbst ansetzen sollte. Das ist kein leichter Weg, aber ein sehr lohnender Weg. Er wird gestaltet durch Fragen, Hinterfragen, Nachdenken, Austausch und die Wertschätzung der Vielfalt aller Menschen. So wird die Auseinandersetzung mit eigenen Stereotypen und Vorurteilen zu einem Weg der aktiven Gestaltung der Gesellschaft.

Wir danken allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern unserer Veranstaltungen, allen Kolleginnen und Kollegen in verschiedenen Netzwerken und den Mitgliedern unseres wissenschaftlichen Beirats für die Anregungen, die Fragen und die Unterstützung.

## 7 Materialien & Informationen für Fachpersonal

### 7.1 Glossar

---

#### Coming-out

Coming-out bedeutet zunächst „etwas Privates mitteilen“ oder „herauskommen“ und meint ganz allgemein, mit der sexuellen Identität an die Öffentlichkeit zu gehen. Grob lässt sich das Coming-out in zwei Phasen einteilen: Das Innere Coming-out, das zur Bewusstwerdung und Akzeptanz der eigenen sexuellen Identität (inklusive sexueller Orientierung) führt, und das Äußere Coming-out. Zum Äußeren Coming-out gehören die Zeiten des „Heraustretens“ und des Öffentlichmachens im sozialen Umfeld, wie Freunde, Familie, etc.

#### Geschlechtsidentität

Das Bewusstsein, sich einem Geschlecht zugehörig zu fühlen, wird „Geschlechtsidentität“ genannt. Dabei müssen das biologische Geschlecht und die Geschlechtsidentität nicht identisch sein.

#### Heterosexualität

Der griechische Wortteil „hetero“ bedeutet „verschieden“ oder „ungleich“. Heterosexuelle Menschen fühlen sich von Menschen des jeweils anderen Geschlechts angezogen. Heterosexualität galt lange Zeit als Norm; andere Formen der Sexualität wurden dagegen als Krankheit oder Abweichung betrachtet. So behandelte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) Homosexualität bis Ende des 20. Jahrhunderts als Krankheit. Heute erinnert der Internationale Tag gegen Homophobie (International Day against Homophobia, jährlich am 17. Mai) an die Streichung von Homosexualität aus dem WHO-Katalog psychischer Krankheiten am 17. Mai 1990.

#### Heteronormativität

Als Heteronormativität wird eine Haltung bezeichnet, die Heterosexualität als Norm und allen anderen überlegen ansieht. Infolgedessen werden nichtheterosexuelle Beziehungen zwischen Menschen ausgeschlossen, eingeschränkt, ignoriert und als weniger wert behandelt oder gar bestraft. Heteronormativität umfasst dabei das gesamte Denk-, Norm- und Haltungssystem, sie ist omnipräsent und meist unreflektiert. Sie basiert auf der Annahme, alle Menschen seien heterosexuell. Auch die Frage, wer bei einem gleichgeschlechtlichen Paar den Mann und wer die Frau

spiele, ist ein Ausdruck von Heteronormativität. Statt Heteronormativität wird auch oft der Begriff des Heterosexismus verwendet.

### Homonegativität

Homonegativität ist eine Folge von Heteronormativität (Heterosexismus). Sie beschreibt destruktive Verhaltensweisen und Einstellungen gegenüber gleichgeschlechtlich empfindenden Menschen. Anstelle von Homonegativität wird oft „Homophobie“ gebraucht. Der Begriff Homonegativität verweist aber auf die Bedeutung von sozialen Normen, Prozessen, Ordnungen, Beziehungen und erlernten Einstellungen. „Negative Einstellungen gegenüber Homosexuellen haben primär gesellschaftliche Wurzeln. Um ein berühmtes Wort zu paraphrasieren: Nicht der Homophobe ist krank, sondern die Gesellschaft, die ihn erzeugt!“ (Steffens 2010: 14)

Da Heteronormativität ein allgegenwärtiges Denk- und Normensystem ist, werden die entsprechenden Werte und Einstellungen leicht verinnerlicht. **Verinnerlichte Homonegativität** tritt vor allem bei Homosexuellen vor dem Coming-out auf. Sie wirkt selbstdestruktiv auf nicht-heterosexuell empfindende Menschen und kann z. B. dazu führen, dass bestimmte Gruppen von Lesben und Schwulen ausgegrenzt oder abgelehnt werden. Je länger das Coming-out zurückliegt, desto weniger internalisierte Homonegativität ist zu beobachten. Ein Coming-out ist also auch eine Auseinandersetzung mit den eigenen homonegativen (heteronormativen) Einstellungen.

### Homophobie

Als Homophobie wird eine Aversion gegen Lesben und Schwule bezeichnet, die mit Emotionen der Abscheu und des Ärgers, meist auch mit Angst oder Unsicherheit bezüglich der eigenen sexuellen Identität verbunden ist (Wiesendanger 2002: 7). Der Begriff „Homophobie“ ist in der Politik und Aufklärungsarbeit weitverbreitet. Er beschreibt jedoch durch den Verweis auf „-phobie“ eine individualisierte, irrationale Angst und „verschleiert“ (Steffens 2010: 14) die sozialen Bezüge und Prozesse, die „Homophobie“ erst ermöglichen. Wenn also in Politik, Medien, Bildung usw. die Rede von „Homophobie“ ist, ist eigentlich meist Homonegativität gemeint.

### Homosexualität

Homosexuelle Menschen fühlen sich von Menschen des gleichen Geschlechts angezogen. Der griechische Begriff „homo“ bedeutet „gleich“, im Gegensatz zu „hetero“, also „ungleich, verschieden“. In Deutschland wurden homosexuelle Menschen strafrechtlich nach § 175 seit 1871 verfolgt. Der von den Nationalsozialisten 1935 verschärfte Paragraf bestand in seiner Form bis 1969. Erst 1994 wurde der deutsche § 175 gestrichen.

### LSBT (LGBT)

Das Akronym LSBT steht für die Begriffe Lesbisch, Schwul, Bisexuell und Transgender und wird so oft in der Literatur abgekürzt. Die Bezeichnung LGBT steht für die englische Begriffe Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender.

### „normal“, die Norm

Der Begriff Norm bezeichnet auf lateinisch (norma) eine Richtschnur, Maßstab, Regel oder Vorschrift. Als normal gilt, was in einer Gesellschaft allgemein anerkannt ist. Normen verändern sich stetig. Was früher als Skandal galt, wie etwa noch in den 1950er-Jahren ein Mann mit einem Ohrring oder in den 1920er-Jahren eine Frau in Hosen, erregt heute kein Aufsehen mehr. Normen können sich auf Geschlechterrollen, auf die sexuelle Identität und vieles andere beziehen. Wichtig ist es, „daran zu arbeiten, dass sich die gesellschaftlichen Normen weiter verändern – dass sich jeder Mensch in einer Normalität der Vielfalt wiederfinden kann“ (LAG Lesben in NRW 2012: 44).

### Regenbogenfamilien

Mit dem Begriff Regenbogenfamilie bezeichnen wir ein lesbisches oder schwules Elternpaar mit einem oder mehreren Kindern. In der Realität gibt es viele verschiedene Konstellationen und verschiedene Wege, eine Regenbogenfamilie zu werden. Die Wege zu einer Regenbogenfamilie legen wir in Kapitel 4.3 dar. Auch wenn es lesbische oder schwule Paare mit Kindern gibt, die sich nicht als Regenbogenfamilie bezeichnen, verwenden wir den Begriff hier, um die entsprechenden Familienverhältnisse mit Bezug auf die Homosexualität der Eltern zu fassen. Unabhängig davon sollten jedoch stets die Selbstbezeichnungen der Familien geachtet werden.

## Sexuelle Identität

Unter „sexueller Identität“ wird meist verstanden, auf welche(s) Geschlecht(er) sich die emotionalen und sexuellen Wünsche eines Menschen richten. Beispielhaft seien hier Heterosexualität, Homosexualität und Bisexualität erwähnt. Aber sexuelle Identität ist viel umfassender als die Wahl des Geschlechts eines potentiellen Sexpartners. Das Verständnis der eigenen Geschlechtsrolle (Geschlechtsrollenidentität) und die sexuelle Orientierung, auch die Frage, ob Geschlechtsverkehr anonym und/oder in Beziehungen ausgeübt wird, die Häufigkeit des Verkehrs und sonstige Neigungen und Vorlieben sind Teile der sexuellen Identität. Im Gegensatz zur sexuellen Orientierung (auf eine andere Person gerichtet) schließt sexuelle Identität (die eigene Person betreffend) auch Transgender (Trans\*) ein.

## Sexuelle Orientierung

Die sexuelle Orientierung beinhaltet die Interessen eines Menschen bezüglich des Geschlechts einer potentiellen Partnerin / eines Partners auf der Basis von Emotion, romantischer Liebe, Sexualität und Zuneigung. Gegenüber sexuellem Verhalten unterscheidet sie sich durch den Bezug auf Gefühle und Selbstkonzept. Darauf basierendes sexuelles Verhalten kann stattfinden, muss aber nicht. Zwischen zwei Extremen Heterosexualität und Homosexualität herrscht eine stufenlose Vielfalt (Bisexualität).

## Spätes Coming-out

Unter dem Begriff „Spätes Coming-out“ verstehen wir hier das Coming-out nach einer heterosexuellen Biografie, unabhängig vom konkreten Alter des sich outenden Menschen. Meist haben die Menschen mit einem Späten Coming-out in einer gegengeschlechtlichen Beziehung (Ehe) gelebt, auch haben sie oft Kinder. Ein Spätes Coming-out kann mit Mitte/Ende 20, aber auch mit Mitte 80 stattfinden.

## 7.2 Zitierte Literatur und Medien

- Amodio, David M., Patricia G. Devine, Eddie Harmon-Jones** (2008): Individual differences in the regulation of intergroup bias: The role of conflict monitoring and neural signals for control. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 94. S. 60–74.
- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS)** (2013): *Diskriminierung im Bildungsbereich und im Arbeitsleben*. Zweiter Gemeinsamer Bericht der Antidiskriminierungsstelle des Bundes und der in ihrem Zuständigkeitsbereich betroffenen Beauftragten der Bundesregierung und des Deutschen Bundestages. Berlin.
- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS)** (Hg.) (2008): *Forschungsprojekt: Diskriminierung im Alltag, Wahrnehmung von Diskriminierung und Antidiskriminierung in unserer Gesellschaft*. [http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/forschungsprojekt\\_diskriminierung\\_im\\_alltag.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/forschungsprojekt_diskriminierung_im_alltag.pdf?__blob=publicationFile) (Zugriff vom 14.08.2013)
- Appel, Markus, Nicole Kronberger, Joshua Aronson** (2011): Stereotype threat impairs ability building: Effects on test preparation among women in science and technology. In: *European Journal of Social Psychology* 41. S. 904–913.
- Asbrock, Frank** (2010): Stereotypes of social groups in Germany in terms of warmth and competence. In: *Social Psychology* 41. S. 76–81.
- Blair, Irene V., Mahzarin R. Banaji** (1996): Automatic and controlled processes in stereotype priming. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 70. S. 1142–1163.
- Blair, Irene V., Charles M. Judd, Jennifer L. Fallman** (2004): The automaticity of race and Afrocentric facial features in social judgments. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 87. S. 763–778.
- Blashill, Aaron J., Kimberly K. Powlishta** (2009): Gay stereotypes: The use of sexual orientation as a cue for gender-related attributes. In: *Sex Roles* 61. S. 783–793.
- Borchardt, Ilka** (2009): Kultursensibilität ohne Kulturrelativismus? Das LSVD-Projekt Migrationsfamilien zwischen Sensibilisierung und Dominanzkultur. In: *Migration und Soziale Arbeit. Diversity und interkulturelle Kompetenz*. 31. Jg., Heft 3/4, Oktober. S. 165–168.
- Bosson, Jennifer K., Ethan L. Haymovitz, Elizabeth C. Pinel** (2004): When saying and doing diverge: The effects of stereotype threat on self-reported versus non-verbal anxiety. In: *Journal of Experimental Social Psychology* 40. S. 247–255.
- Bozett, Frederick W.** (1982): Heterogenous couples in heterosexual marriages: Gay men and straight women. In: *Journal of Marital and Family Therapy* 8. S. 81–89.
- Bradford, Mary** (2012): Couple therapy with GLB-Straight relationships. In: *Journal of GLBT Family Studies*. 8. S. 5–22.
- Brake, Anna, Peter Büchner** (2007): Großeltern in Familien. In: Ecarius, Jutta (Hg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden. S. 199–219.
- Brambilla, Marco, Andrea Carnaghi, Marcella Ravenna** (2011): Status and cooperation shape lesbian stereotypes testing predictions from the stereotype content model. In: *Social Psychology* 42. S. 101–110.
- Brown, Michael J., Jennifer L. Groscup** (2009): Homophobia and acceptance of stereotypes about gays and lesbians. In: *Individual Differences Research* 7. S. 159–167.
- Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ)** (2010): *Familien Report 2010*. Leistungen, Wirkungen, Trends. Berlin.

**Buxton, Amity P.** (2001): Writing our own script: How bisexual men and their heterosexual wives maintain their marriages after disclosure. In: Steinman, Erich, Brett Beeyman (Hg.): *Bisexuality in the lives of men: Facts and fiction*. New York. S. 157–189.

**Buxton, Amity P.** (2004): Works in progress: How mixed-orientation couples maintain their marriages after the wives come out. In: Fox, Ronald C. (Hg.): *Current Research on Bisexuality*. London. S. 57–82.

**Buxton, Amity P.** (2006): When a spouse comes out: Impact on the heterosexual partner. In: *Sexual Addiction & Compulsivity* 13. S. 317–332.

**Cass, Vivienne** (1996): Sexual orientation identity formation: A Western phenomenon. In: Cabaj, Robert P., Terry S. Stein (Hg.): *Textbook of homosexuality and mental health*. Washington DC. S. 227–251.

**Clausell, Eric, Susan T. Fiske** (2005): When do subgroup parts add up to the stereotypic whole? Mixed stereotype content for gay male subgroups explains overall ratings. In: *Social Cognition* 23. S. 161–181.

**Cook, Jonathan E., Holly Arrow, Bertram F. Malle** (2011): The effect of feeling stereotyped on social power and inhibition. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 37. S. 165–180.

**Correll, Joshua, Bernadette Park, Charles M. Judd, Bernd Wittenbrink** (2002): The police officer's dilemma: Using ethnicity to disambiguate potentially threatening individuals. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 83. S. 1314–1329.

**Crocker, Jennifer, Brenda Major** (1989): Social stigma and self-esteem: The self-protective properties of stigma. In: *Psychological Review* 96. S. 608–630.

**Dern, Susanne, Lena Inowlocki, Dagmar Oberlies, Julia Bernstein** (2010): *Interdisziplinäre Expertise „Mehrfach-, mehrdimensionale und intersektionale Diskriminierung im Rahmen des AGG“*. Fachhochschule Frankfurt am Main,

finanziert durch die Antidiskriminierungsstelle des Bundes, Berlin. [http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/expertise\\_mehrdimensionale\\_diskriminierung\\_empirische\\_untersuchung.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/expertise_mehrdimensionale_diskriminierung_empirische_untersuchung.pdf?__blob=publicationFile) (Zugriff vom 23.10.2013)

**Devine, Patricia G.** (1989): Stereotypes and prejudice: Their automatic and controlled components. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 56. S. 5–18.

**Dovidio, John F., Miles Hewstone, Peter Glick, Victoria M. Esses** (Hg.) (2010): *The SAGE Handbook of Prejudice, Stereotyping and Discrimination*. London.

**Duffey, Thelma** (2006): When a spouse comes out: As told from a straight spouse's point of view. In: *The Family Journal* 14. S. 88–91.

**Ecarius, Jutta** (2007): Verwandtschaft. In: dies. (Hg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden. S. 220–238.

**Ebert, Jürgen** (2008): *Reflexion als Schlüsselkategorie professionellen Handelns in der Sozialen Arbeit*. Hildesheim, Zürich, New York.

**Euler, Marie, Gina Wenzel** (2013): *Fremdes Ufer*. Film des Medienprojekts Wuppertal e.V. 35 min.

**Familien- und Sozialverein des LSVD e.V.** (Hg.) (2007): *Homosexualität in Migrationsfamilien*. Handbuch für Multiplikatoren. Berlin.

**Familien- und Sozialverein des LSVD e.V.** (Hg.) (2010): *Doppelt diskriminiert oder gut integriert? Lebenssituation von Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund in Deutschland*. Köln.

**Filsinger, Dieter** (2011): Integration von Familien mit Migrationshintergrund. In: Fischer, Veronika, Monika Springer (Hg.): *Handbuch Migration und Familie. Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien*. Schwalbach. S. 48–67.

**Fingerhut, Adam W., Letitia Anne Peplau** (2006): The impact of social roles on stereotypes of gay men. In: *Sex Roles* 55. S. 273–278.

**Fischer, Veronika, Monika Springer** (Hg.) (2011): *Handbuch Migration und Familie. Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien*. Schwalbach.

**Fiske, Susan T., Amy J. C. Cuddy, Peter Glick, Jun Xu** (2002): A model of (often mixed) stereotype content: Competence and warmth respectively follow from perceived status and competition. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 82. S. 878–902.

**Foitzik, Andreas** (2006): „Vergiss... vergiss nie, ...“ Jugendhilfe im Einwanderungsland – ein Handbuch. Hg. Vom Diakonischen Werk Württemberg, Abteilung Kinder, Jugend und Familie. Stuttgart.

**Freeman, Jonathan B., Kerri L. Johnson, Nalini Ambady, Nicholas O. Rule** (2010): Sexual orientation perception involves gendered facial cues. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 36. S. 1318–1331.

**Fuhs, Burkhard** (2007): Zur Geschichte der Familie. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden. S. 17–35

**Fulcher, Mega, Raymond W. Chan, Barbara Raboy, Charlotte J. Patterson** (2002): Contact With Grandparents Among Children Conceived Via Donor Insemination by Lesbian and Heterosexual Mothers. In: *Parenting: Science and Practice* 2 (1). S. 61–76.

**Gartrell, Nanette, Henny Bos, Heidi Peyer, Amalia Deck, Carla Rodas** (2011): Family Characteristics, Custody Arrangements, and Adolescent Psychological Well-being After Lesbian Mothers Break Up. In: *Family Relations, Interdisciplinary Journal of Applied Family Studies* 60 (Dezember 2011). S. 572–585.

**Gartrell, Nanette, Carla Rodas, Amalia Deck, Heidi Peyser and Amy Banks** (2006): The USA National Lesbian Family Study: Interviews with Mothers of 10-Year-Olds. In: *Feminism & Psychology* 16 (2). S. 175–192.

**Gawronski, Bertram, Roland Deutsch, Sawsan Mbirkou, Beate Seibt, Fritz Strack** (2008): When „just say no“ is not enough: Affirmation versus negation training and the reduction of automatic stereotype activation. In: *Journal of Experimental Social Psychology* 44. S. 370–377.

**Geiger, Wendy, Jake Harwood, Mary Lee Hummert** (2006): College students' multiple stereotypes of lesbians: A cognitive perspective. In: *Journal of Homosexuality* 51, S. 165–182.

**Gilbert, Daniel T., J. Gregory Hixon** (1991): The trouble of thinking: Activation and application of stereotypic beliefs. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 60. S. 509–517.

**Gloger-Tippelt, Gabriele** (2007): Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehung. In: Ecarius, Jutta (Hg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden. S. 157–178.

**Greenwald, Anthony G., T. Andrew Poehlman, Eric Luis Uhlmann, Mahzarin R. Banaji** (2009): Understanding and using the Implicit Association Test: III. Meta-analysis of predictive validity. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 97, S. 17–41.

**Gürtler, Helga** (2006): *Kinder lieben Großeltern*. Ein Ratgeber für das Leben mit Enkeln. München.

**Haldeman, Douglas C.** (1994): The practice and ethics of sexual orientation conversion therapy. Special Section: Mental health of lesbians and gay men. In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 62. S. 221–227.

**Hall, Stuart** (2004): Das Spektakel des „Anderen“. In: *Ders.: Ideologie, Identität, Repräsentation*. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg. S. 108–166.

**Harding, Thomas** (2007): The construction of men who are nurses as gay. In: *Journal of Advanced Nursing* 60. S. 636–644.

**Hartmann, Jutta** (2011): Familie weiter denken – Impulse für eine inklusive Pädagogik. In: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) der Humboldt Universität

zu Berlin (Hg.): „School is out?!“ – Strategien für eine Schule ohne Ausgrenzungen. Erfahrungen von Kindern aus Regenbogenfamilien in der Schule. Internationale Fachkonferenz am 2.12.2011. <http://www.gender.hu-berlin.de/rainbowchildren/konferenz/dokumentation.pdf>; S. 5–18.

**Hatzenbuehler, Mark L., John F. Dovidio, Susan Nolen-Hoeksema, Curtis E. Phills** (2009): An implicit measure of anti-gay attitudes: Prospective associations with emotion regulation strategies and psychological distress. In: *Journal of Experimental Social Psychology* 45. S. 1316–1320.

**Hausen, Karin** (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart. S. 363–393.

**Hays, Dorothea, Arele Samuels** (1989): Heterosexual women's perception of their marriages to bisexual or homosexual men. In: *Journal of Homosexuality* 18. S. 81–100.

**Hernandez, Barbara C., Naomi J. Schwenke, Colwick M. Wilson** (2011): Spouses in mixed-orientation marriage: A 20-year review of empirical studies. In: *Journal of Marital and Family Therapy* 37. S. 307–318.

**Hilton, James L., William von Hippel** (1996): Stereotypes. In: *Annual Review of Psychology* 47. S. 237–271.

**Hippel, William von, Courtney von Hippel, Leanne Conway, Kristopher J. Preacher, Jonathan W. Schooler, Gabriel A. Radvansky** (2005): Coping With Stereotype Threat: Denial as an Impression Management Strategy. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 89. S. 22–35.

**IDA e.V. – Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung e.V.** (2006): *Was heißt eigentlich... Rassismus?* Faltblatt, Düsseldorf.

**Jagusch, Birgit, Britta Sievers, Ursula Teupe** (Hg.) (2012): *Migrationssensibler Kinderschutz*. Ein Werkbuch. Frankfurt am Main.

**Jagusch, Birgit** (2012): Facetten der Migration. In: Dies. et al., *Migrations-sensibler Kinderschutz*. S. 93–145.

**Janßen, Andrea** (2011): Migration und familiäre Netzwerke. In: Fischer, Veronika, Monika Springer (Hg.): *Handbuch Migration und Familie*. Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien. Schwalbach. S. 294–304.

**Jenkins, William J.** (2010): Can anyone tell me why I'm gay? What research suggests regarding the origins of sexual orientation. In: *North American Journal of Psychology* 12. S. 279–296.

**Jost, John T., Mahzarin R. Banaji** (1994): The role of stereotyping in system-justification and the production of false consciousness. In: *British Journal of Social Psychology* 33. S. 1–27.

**Juul, Jesper** (2011): *Aus Stiefeltern werden Bonuseltern*. Chancen und Herausforderungen für Patchwork-Familien. München.

**Kaiser, Cheryl R., Carol T. Miller** (2001): Stop complaining! The social costs of making attributions to discrimination. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 27. S. 254–263.

**Keddi, Barbara, Claudia Zerle, Andreas Lange, Waltraud Cornelißen** (2010): *Der Alltag von Mehrkinderfamilien – Ressourcen und Bedarfe*. Forschungsbericht Deutsches Jugendinstitut.

**Kentler, Helmut** (1985): Unsere Homosexualität. In: Wulf, Christoph (Hg.): *Lust und Liebe*. Wandlungen der Sexualität. München, Zürich. S. 295–312.

**Kite, Mary E., Bernard E. Whitley Jr.** (1996): Sex differences in attitudes toward homosexual persons, behaviors, and civil rights: A meta-analysis. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 22. S. 336–353.

**Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen der Landeshauptstadt München** (2011): *„Da bleibt noch viel zu tun...!“* Befragung von

Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe zur Situation von lesbischen, schwulen und Transgender Kindern, Jugendlichen und Eltern in München. München.

**Lilling, Arthur H., Richard C. Friedman** (1995): Bias towards gay patients by psychoanalytic clinicians: An empirical investigation. In: *Archives of Sexual Behavior* 24. S. 563–570.

**Lippmann, Walter** (1922): *Public opinion*. New York.

**Lüscher, Kurt** (2008): Großelternschaft – eine soziologische Annäherung. In: Klosinski, Gunther (Hg.): *Großeltern heute – Hilfe oder Hemmnis?* Analysen und Perspektiven für die pädagogisch-psychologische Praxis. Tübingen. S. 33–58.

**Macrae, C. Neil, Galen V. Bodenhausen, Alan B. Milne, Jolanda Jetten** (1994): Out of mind but back in sight: Stereotypes on the rebound. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 67. S. 808–817.

**Macrae, C. Neil, Galen V. Bodenhausen, Alan B. Milne, Tanja M. J. Thorn, Luigi Castelli** (1997): On the activation of social stereotypes: The moderating role of processing objectives. In: *Journal of Experimental Social Psychology* 33. S. 471–489.

**Madson, Laura** (2000): Inferences regarding the personality traits and sexual orientation of physically androgynous people. In: *Psychology of Women Quarterly* 24. S. 148–160.

**Maier, Maja S.** (2010): Bekennen, Bezeichnen, Normalisieren: Paradoxien sexualitätsbezogener Diskriminierungsforschung. In: Hormel, Ulrike, Albert Scherr (Hg.): *Diskriminierung – Grundlagen und Forschungsergebnisse*. Wiesbaden. S. 151–172.

**Martiny, Sarah E., Jenny Roth, Petra Jelenec, Melanie Caroline Steffens, Jean-Claude Croizet** (2012): When a new group identity does harm on the spot: Stereotype threat in newly created groups. In: *European Journal of Social Psychology* 42. S. 65–71.

**Mattfeldt, Anette, Bernd Thiede** (2005): *Homosexualität – ein Thema für Jugendhilfe und Schule*. Hg. vom Senat für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales der Freien Hansestadt Bremen. Bremen.

**Mecheril, Paul** (2011): Hybridität, kulturelle Differenz und Zugehörigkeiten als pädagogische Herausforderung. In: Marinelli-König, Gertraud, Alexander Preisinger (Hg.): *Zwischenräume der Migration*. Über die Entgrenzung von Kulturen und Identitäten. Bielefeld. S. 37–53.

**Mecheril, Paul** (2004): *Einführung in die Migrationspädagogik*. Weinheim, Basel.

**Melter, Claus** (2006): *Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe*. Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit. Münster, New York, München, Berlin.

**Messerschmidt, Astrid** (2008): Pädagogische Beanspruchungen von Kultur in der Migrationsgesellschaft. Bildungsprozesse zwischen Kulturalisierung und Kulturkritik. In: *Zeitschrift für Pädagogik*. Jg. 54, Heft 1, Januar / Februar. S. 5–17.

**Meyer, Ian H.** (2003): Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay, and Bisexual Populations: Conceptual Issues and Research Evidence. In: *Psychological Bulletin*. Bd. 129, Nr. 5. S. 674–697.

**Mohr, Jonathan J., Tania Israel, William E. Sedlacek** (2001): Counselors' attitudes regarding bisexuality as predictors of counselors' clinical responses: An analogue study of a female bisexual client. In: *Journal of Counseling Psychology* 48. S. 212–222.

**Mohr, Jonathan J., Jennifer L. Weiner, Regina M. Chopp, Stephanie J. Wong** (2009): Effects of client bisexuality on clinical judgment: When is bias most likely to occur? In: *Journal of Counseling Psychology* 56. S. 164–175.

**Morrison, Todd G., Anomi G. Bearden** (2007): The construction and validation of the Homosexuality Scale: An instrument measuring endorsement of positive stereotypes about gay men. In: *Journal of Homosexuality* 52. S. 63–89.

**Moskowitz, Gordon B., Peter M. Gollwitzer, Wolfgang Wasel Wasel, Bernd Schaal** (1999): Preconscious control of stereotype activation through chronic egalitarian goals. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 77. S. 167–184.

**Moskowitz, Gordon B., Peizhong Li** (2011): Egalitarian goals trigger stereotype inhibition: A proactive form of stereotype control. In: *Journal of Experimental Social Psychology* 47. S. 103–116.

**Nieswand, Boris** (2004): *Zwischen Annäherung und Exotisierung*. Die Ethnologie und ihre Herausforderung durch das Fremde. Vortragsmanuskript, 20.10.2004. [http://www.eth.mpg.de/cms/en/people/d/nieswand/pdf/ethnologie\\_herausforderung.pdf](http://www.eth.mpg.de/cms/en/people/d/nieswand/pdf/ethnologie_herausforderung.pdf) (Zugriff vom 14.08.2013)

**Oswald, Ingrid** (2007): *Migrationssoziologie*. Konstanz.

**Patterson, Charlotte J., Susan Hurt, Chandra D. Mason** (1998): Families of the Lesbian Baby Boom: Children's Contact With Grandparents and Other Adults. In: *American Orthopsychiatric Association* 68(3). S. 390–399.

**Peuckert, Rüdiger** (2007): Zur aktuellen Lage der Familien. In: Ecarius, Jutta (Hg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden. S. 36–56.

**Pries, Ludger** (2011): Familiäre Migration in Zeiten der Globalisierung. In: Fischer, Veronika, Monika Springer (Hg.): *Handbuch Migration und Familie*. Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien. Schwalbach. S. 23–35.

**Radice von Wogau, Janine, Hanna Eimmermacher, Andrea Lanfranchi** (Hg.) (2004): *Therapie und Beratung von Migranten*. Systemisch-interkulturell denken und handeln. Weinheim.

**Rauchfleisch, Udo** (2012): *Mein Kind liebt anders*. Ein Ratgeber für Eltern homosexueller Kinder. Ostfildern.

**Reindlmeier, Karin** (2006): „Alles Kultur?“ Der ‚kulturelle Blick‘ in der internationalen Jugendarbeit. Original in: Elverich, Gabi, Annita Kalpaka, Karin Reindlmeier (Hg.): *Spurensicherung*.

Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. Frankfurt am Main, London. S. 235–261. [http://www2.transfer-ev.de/uploads/03\\_vielfalt\\_tib\\_doku\\_2\\_1\\_sammelmappe1.pdf](http://www2.transfer-ev.de/uploads/03_vielfalt_tib_doku_2_1_sammelmappe1.pdf), S. 49–67 (Zugriff vom 15.08.2013).

**Rogers, Carl** (1961, 2000): *Entwicklung der Persönlichkeit*. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten. Stuttgart.

**Rommelspacher, Birgit** (1995): *Dominanzkultur*. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin.

**Ruhrus, Vera und baraka in Köln** (2011): *Weggehen und Ankommen*. Lesbische, schwule und transidentische Migrant\_innen erzählen von ihrem Weg. Hg. von RUBICON. Köln.

**Rupp, Marina** (2009): *Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften*. Köln.

**Schenk, Michael** (1996): „Links ist cool, rechts ist Schwul“ – Zur Schwulenfeindlichkeit männlicher Jugendlicher in der offenen Jugendarbeit. In: Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.): *Opfer, Täter, Angebote*. Gewalt gegen Schwule und Lesben. Berlin. S. 52–56.

**Schmader, Toni, Brenda Major, Collette P. Eccleston, Shannon K. McCoy** (2001): Devaluing domains in response to threatening intergroup comparisons: Perceived legitimacy and the status value asymmetry. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 80. S. 782–796.

**Schmauch, Ulrike** (2003): *Berufsrolle, sexuelle Orientierung und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit*. Überarbeitete Fassung des Vortrags, gehalten beim Fachtag des Hessischen Sozialministeriums zum Thema „Diversity“ am 25.04.2003 in Wiesbaden. [http://www.gleichgeschlechtliche-lebensweisen.hessen.de/global/show\\_document.asp?id=aaaaaaaaaahj](http://www.gleichgeschlechtliche-lebensweisen.hessen.de/global/show_document.asp?id=aaaaaaaaaahj) (Zugriff vom 18.09.2013)

**Schmauch, Ulrike** (2008): Gleichgeschlechtliche Orientierungen von Mädchen und Jungen – eine Herausforderung an die Pädagogik. In: Rendtdorff, Barbara, Annedore

Prenzel (Hg.): *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Kinder und ihr Geschlecht. S. 73–88.

**Schmauch, Ulrike** (2011): Körperlichkeit und Sexualität in der sozialen Arbeit. In: Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Fachhochschule Frankfurt am Main (Hg.): *Grenzverletzungen*. Institutionelle Mittäterschaft in Einrichtungen der Sozialen Arbeit. Frankfurt am Main. S. 35–50.

**Schmidt, Johannes F.K.** (2008): Das Verhältnis von sozialer und biologischer Verwandtschaft: Konkurrenz oder Symbiose biologischer und soziologischer Konzepte? In: Rehberg, Karl-Siebert (Hg.): *Die Natur der Gesellschaft*. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006, Teil 2. Frankfurt am Main. S. 894–909. [http://www.unilu.ch/files/jschmidt\\_verhaeltnis-biologischer-sozialer-verwandschaft.pdf](http://www.unilu.ch/files/jschmidt_verhaeltnis-biologischer-sozialer-verwandschaft.pdf) (Zugriff vom 10.07.2013).

**Schröer, Hubertus** (2011): Interkulturelle Orientierung und Diversity-Ansätze. In: Fischer, Veronika, Monika Springer: *Handbuch Migration und Familie*. Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien. Schwalbach. S. 307–322.

**Schwartz, Lisa B.** (2012): Mixed-orientation marriages: Coming out, staying together. In: *Journal of GLBT Family Studies* 8. S. 121–136.

**Schweppe, Cornelia** (2007): Alter und Familie. In: Ecarius, Jutta (Hg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden. S. 270–282.

**Serovich, Juliane M., Shonda Marie Craft, Paula Toviesi, Rashmi Gangamma, Tiffany McDowell, Erika L. Graftsky** (2008): A systematic review of the research based on sexual reorientation therapies. In: *Journal of Marital and Family Therapy* 34. S. 227–238.

**Simon, Bernd** (2008): Einstellungen zur Homosexualität: Ausprägungen und psychologische Korrelate bei Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (ehemalige UdSSR und Türkei). In: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 40(2). S. 87–99.

**Snyder, Mark, Seymour W. Uranowitz** (1978): Reconstructing the past: Some cognitive consequences of person perception. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 36. S. 941–950.

**Sommer, Volker** (1990): *Wider die Natur? Homosexualität und Evolution*. München.

**Stawiski, Sarah, Amanda Dykema-Engblade, R. Scott Tindale** (2012): The roles of shared stereotypes and shared processing goals on mock jury decision making. In: *Basic and Applied Social Psychology* 34. S. 88–97.

**Steffens, Melanie C.** (2005): Implicit and explicit attitudes towards lesbians and gay men. In: *Journal of Homosexuality* 49. S. 39–66.

**Steffens, Melanie C.** (2010): Diskriminierung von Homo- und Bisexuellen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 15–16 (Themenheft: Homosexualität; Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament). S. 14–20.

**Steffens, Melanie C., Kai J. Jonas** (2010): Attitudes towards adoptive parents, child age, and child gender: The role of applicants' sexual orientation. In: *Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft* 7. S. 205–219.

**Steffens, Melanie C., Christof Wagner** (2004): Attitudes towards lesbians, gay men, bisexual women, and bisexual men in Germany. In: *Journal of Sex Research* 41. S. 137–149.

**Steffens, Melanie C., Christof Wagner** (2009): Diskriminierung von Lesben, Schwulen und Bisexuellen (Discrimination of lesbians, gay men, and bisexuals). In: Beelmann, Andreas, Kai J. Jonas (Hg.): *Diskriminierung und Toleranz*: Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven. Wiesbaden. S. 241–262.

**Steffens, Melanie C.** (2004): Is the Implicit Association Test Immune to Faking?. In: *Experimental Psychology* 51. S. 165–179.

**Steffens, Melanie C., Julia Lichau, Yvonne Still, Petra Jelenec, Julia Anheuser, N. Kristine Goergens, Tanja Hülsebusch** (2004): Individuum oder Gruppe, Exemplar oder Kategorie? In: *Zeitschrift für Psychologie* 212. S. 57–65.

**Steele, Claude M., Joshua Aronson** (1995): Stereotype threat and the intellectual test performance of African Americans. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 69. S. 797–797.

**Steinke, Ron** (2005): Ein Mann, der mit einem anderen Mann.... Eine kurze Geschichte des § 175 in der BRD. In: *Mehr Theorie wagen. Ansätze der Rechtskritik*. Heft 2/2005. S. 60–63. <http://www.forum-recht-online.de/2005/205/205steinke.htm>. (Zugriff vom 11.09.2013).

**Strommen, Erik F.** (1989): „You're a what?": Family member reactions to the disclosure of homosexuality. In: *Journal of Homosexuality* 18. S. 37–58.

**Stucke, Tanja S.** (2002): Überprüfung einer deutschen Version der Selbstkonzeptklarheits-Skala von Campbell. In: *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie* 23. S. 475–484.

**Taylor, Shelley, Jonathan D. Brown** (1988): Illusion and well-being: a social psychological perspective on mental health. In: *Psychological Bulletin* 103. S. 193–210.

**Timmermanns, Stefan** (2008): Sexuelle Orientierung. In: Schmidt, Renate-Berenike, Uwe Sielert (Hg.): *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*. Weinheim, München. S. 261 – 270.

**Topçu, Özlem, Alice Bota, Khuê Pham** (2012): *Wir neuen Deutschen. Wer wir sind, was wir wollen*. Reinbek bei Hamburg.

**Valentine, Jeffrey C., David L. DuBois, Harris Cooper** (2004): The relation between self-beliefs and academic achievement: A meta-analytic review. In: *Educational Psychologist* 39. S. 111–133.

**Watzlawick, Meike** (2004): *Uferlos? Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen*. Hg. vom Jugendwerk lambda NRW. Aachen.

**Weissbach, Theodore A., Gary Zagon** (1975): The effect of deviant group membership upon impressions of personality. In: *Journal of Social Psychology* 95. S. 263–266.

**Wiesendanger, Kurt** (2001): *Vertieftes Coming-out: Schwules Selbstbewusstsein jenseits von Hedonismus und Depression* (Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Freien Universität Berlin).

**Wiley, Tisha R. A., Bette L. Bottoms** (2009): Effects of defendant sexual orientation on jurors' perceptions of child sexual assault. In: *Law and Human Behavior* 33. S. 46–60.

**Wöllert, Franziska, Reiner Klingholz, Margret Karsch** (2011): Migration and demografischer Wandel. In: Fischer, Veronika, Monika Springer (Hg.): *Handbuch Migration und Familie*. Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien. Schwalbach. S. 68–81.

## 7.3 Weiterführende Literatur & Medien

Zu den Themen dieses Handbuchs empfehlen wir Ihnen, über die zitierte Literatur hinaus folgende Schriften oder Medien für einen ersten eigenen Einblick, zur Vertiefung oder zur Weitergabe an Ratsuchende.

### 7.3.1 Lesben, Schwule, Homosexualität

**Bundeszentrale für politische Bildung** (BpB) (2010): Homosexualität. <http://www.bpb.de/gesellschaft/gender/homosexualitaet> (Zugriff vom 22.08.2013)

**Jansen, Elke, Melanie C. Steffens** (2006): Lesbische Mütter, schwule Väter und ihre Kinder im Spiegel psychosozialer Forschung. In: *Verhaltenstherapie & Psychosoziale Praxis* 38(3). S. 643–656.

**Jungbauer, Johannes, Christina Göttgens** (2009): Regenbogenfamilien. In: Jungbauer, Johannes (Hg.). *Familienpsychologie kompakt*. Weinheim. S. 84–97.

**LAG Lesben in NRW** (Hg.) (2012): *Fibel der vielen kleinen Unterschiede*. Begriffe zur sexuellen und gleichgeschlechtlichen Identität. Düsseldorf.

**LesMigras, Antigewalt- und Antidiskriminierungsbereich der Lesbenberatung Berlin e.V.** (Hg.) (2012): *„...nicht so greifbar und doch real“* – Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-) Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans\* in Deutschland. Berlin. [http://www.lesmigras.de/tl\\_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20\(Dokus,Aufsaeetze...\)/Dokumentation%20Studie%20web\\_sicher.pdf](http://www.lesmigras.de/tl_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20(Dokus,Aufsaeetze...)/Dokumentation%20Studie%20web_sicher.pdf) (Zugriff vom 22.08.2013)

**Rauchfleisch, Udo** (2002): *Gleich und doch anders*. Psychotherapie und Beratung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und ihren Angehörigen. Stuttgart.

**Rupp, Marina** (Hg.) (2011): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, Sonderheft 7. Opladen.

**Rupp, Marina** (2010): Regenbogenfamilien. *Dossier „Homosexualität“* der bpb (Bundeszentrale für politische Bildung). <http://www.bpb.de/themen/Z7V3LG,0,Regenbogenfamilien.html> (Zugriff vom 22.08.2013).

**Schock, Axel, Karen-Susan Fessel** (2004): *Out! 800 berühmte Lesben, Schwule und Bisexuelle*. Berlin.

**Unterforsthuber, Andreas, Ulrike Mößbauer** (2009): *Mittendrin oder außen vor?* Wissenswertes über Lesben und Schwule. Hg. von Koordinierungsstelle gleichgeschlechtliche Lebensweisen der Landeshauptstadt München. München.

### 7.3.2 Spätes Coming-out

**Boschitz, Helga** (2010): *Es fühlt sich endlich richtig an!* Erfahrungen mit dem späten Coming-out. Berlin.

**Buxton, Amity P., Lisa B. Schwartz** (2004): Straight Spouses Speak Out. Implications for Gay and Lesbian Marriage. In: *Californian Journal of Health Promotion* 2. Special Issue: LGBT. S. 24–31.

**Buxton, Amity P.** (1994). *The Other Side of the Closet*. The Coming-Out Crisis for Straight Spouses and Families. New York.

**Gochros, Jean Schaar** (1989): *When Husbands come out of the Closet*. New York, London.

**Grever, Carol, Deborah Bowman** (2008): *When Your Spouse Comes Out*. A Straight Mate's Recovery Manual (Gibt Family Studies).

**Honnens, Brigitte** (1996). *Wenn die andere ein Mann ist*. Frankfurt am Main.

**Kleist, Bettina von** (2003):

*Mein Mann liebt einen Mann.* Wie Frauen das Coming-out ihres Partners bewältigen. Berlin.

**Rauchfleisch, Udo** (2011):

*Schwule, Lesben, Bisexuelle.* Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten. Göttingen.

**Streib-Brzic, Uli, Stephanie Gerlach** (2005):

*Und was sagen die Kinder dazu?* Gespräche mit Töchtern und Söhnen lesbischer und schwuler Eltern. Berlin.

**Wiedemann, Hans-Georg** (2005):

*Homosexuell.* Das Buch für homosexuell Liebende, ihre Angehörigen und ihre Gegner. Stuttgart.

### 7.3.2.1 Kinder

**Bergmann, Susan** (1995):

*Mein fremder Vater.* Die Entdeckung eines Doppel-lebens. Hamburg.

**De Haan, Linda, Stern Nijland** (2001):

*König und König.* Bilderbuch. Hildesheim.

**Levin, Anna** (1994):

*Verstecken ist out.* Wien.

**Maxeiner, Alexandra, Anke Kuhl** (2010):

*Alles Familie!* Vom Kind der neuen Freundin vom Bruder von Papas früherer Frau und anderen Verwandten. Bilderbuch. Leipzig.

**Paschilk, Britta** (2010):

*Die Sache mit Mamas Freundin.* Hattingen.

**Scherwald, Corinna** (2005):

*Sag mal, wer ist denn die Frau neben deiner Mutter?* Norderstedt: Books on Demand.

**Schins, Marie-Thérèse** (1995):

*2 x Papa oder Zwischenfall auf dem Pausenhof.* Reinbek.

**Willhoite, Michael** (1994):

*Papas Freund.* Berlin.

### 7.3.2.2 Eltern

**BEFAH & LSVD** (2000):

*Meine Tochter liebt eine Frau – Mein Sohn liebt einen Mann.* Ein Beratungsführer für Eltern und Andere. Köln.

**Hassmüller, Heidi, Udo Rauchfleisch,**

**Hans-Georg Wiedemann** (2006):

*Warum gerade mein Kind?* Düsseldorf.

**Mayer-Rutz, Angelika** (2010):

*Bitte liebt mich, wie ich bin.* Homosexuelle und ihre Familien berichten. Gemünden / Main.

### 7.3.2.3 „Spätberufene“ lesbische Frauen und Mütter

**Cassingham, Barbee J., Sally M. O’Neil** (2008):

*And Then I Met This Woman.* Previously Married Women’s Journeys into Lesbian Relationships. Freeland.

**Fleisher, Joanne** (2005):

*Living Two Lives.* Married to a Man and In Love with a Woman. Boston.

**Parker, Patricia Kay** (Hg.) in Zusammenarbeit mit IsaRion.com (2009):

*... und plötzlich gab es SIE 2.* Books on Demand.

**Strock, Carren** (2008):

*Married Women Who Love Women.* New York.

### 7.3.2.4 „Spätberufene“ schwule Männer und Väter

**Barret, Robert L., Bryan E. Robinson** (2000):

*Gay Fathers.* Encouraging the hearts of Gay Dads and Their Families. San Francisco.

**Brisch, Bastian** (2000):

*Seitenwechsel.* Die Geschichte eines schwulen Familienvaters. Hamburg.

**Ford, Milt** (2009):

*Playing It Straight.* Gay Men and Heterosexual Marriages. Bloomington.

**Hölscher, Thomas** (1994):

*Mann liebt Mann – Berichte schwuler Ehemänner und Väter.* Berlin.

**Klinkenberg, Jochim** (2009):

*Seitenwechsel – Coming-Out mit 40:* Ein ernster, heiterer Blick auf eine späte Pubertät. Frankfurt am Main.

**Roberts, Joel T.** (2006):

*„Straight“ to Gay: a Father’s Journey.* Xlibris Coporation Books on Demand.

**Webb-Mitchell, Brett** (2007):

*On Being a Gay Parent.* Making a Future Together. New York.

### 7.3.3 Großeltern in Regenbogenfamilien

**Familien- und Sozialverein des LSVD** (Hg.) (2013):

*Regenbogenfamilien – alltäglich und doch anders.* Beratungsführer für lesbische Mütter, schwule Väter und familienbezogenes Fachpersonal. Köln.

**Gerlach, Stephanie** (2010):

*Regenbogenfamilien.* Ein Handbuch. Berlin.

**Streib-Brzic, Uli, Stephanie Gerlach** (2005):

*Und was sagen die Kinder dazu?* Gespräche mit Töchtern und Söhnen lesbischer und schwuler Eltern. Berlin.

### 7.3.4 Migrationsfamilien

**Familien- und Sozialverein des LSVD e.V.**

(Hg.) (2010): *Doppelt diskriminiert oder gut integriert?* Lebenssituation von Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund in Deutschland. Köln.

**Familien- und Sozialverein des LSVD e.V.**

(Hg.) (2007): *Homosexualität in Migrationsfamilien.* Handbuch für Multiplikatoren. Berlin.

**Fischer, Veronika** (2011):

*Interkulturelle Kompetenz.* In: Fischer, Veronika, Monika Springer (Hg.): Handbuch Migration und Familie. Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien. Schwalbach. S.334–358.

**LSVD Berlin-Brandenburg e.V.** (Hg.) (2004):

*Muslimen unter dem Regenbogen.* Homosexualität, Migration und Islam. Berlin.

**Melter, Claus** (2006):

*Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe.* Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit. Münster, New York, München, Berlin.

**Rampf, Renate H.** (2006):

*Doing Diversity.* Aufklärung zur Homosexualität im Kontext von Migration. In: BZGA FORUM. 3–2006.

**Sachisthal, Florian, Jutta Tränkle** (2006): *Doppelt anders??!* Hannover filmt queer. Hannover. 63 min.

**Schmalz, Peter** (2009):

*Ausprägungsformen von Einstellungen zu Homosexualität und Homosexuellen.* Eine qualitative Untersuchung von Migrantinnen aus der ehemaligen Sowjetunion und Polen im Vergleich mit deutschen Frauen ohne Migrationshintergrund. Hamburg.

**Simon, Bernd** (2008):

Einstellungen zur Homosexualität: Ausprägungen und psychologische Korrelate bei Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (ehemalige UdSSR und Türkei). In: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 40 (2). Göttingen. S. 87–99.

## 7.4 Links

### 7.4.1 Coming-out und Angehörige

#### www.befah.de

Bundesverband der Eltern, Freunde und Angehörigen Homosexueller e.V., mit bundesweiten Elterngruppen

### 7.4.2 Spätes Coming-out

#### www.tangiert.de

Fraueninitiative TANGIERT – Partnerinnen und Ex-Partnerinnen bi- oder homosexueller Männer

#### www.hetera.ch

Partnerinnen schwuler Männer Schweiz

#### Online-Forum für Partnerinnen schwuler Männer

<http://de.groups.yahoo.com/group/Partnerinnen-SchwulerMaenner/>

#### www.hetero.ch

Partner lesbischer Frauen Schweiz

#### www.schwule-vaeter.org

Homepage der schwulen Väter Deutschland mit bundesweiten Selbsthilfegruppen

#### www.late-bloomers.de

„Eine Initiative des Lesbischen Herbst“

#### www.homosexualitaet-familien.de

Forschungsbericht zur hier berichteten Studie

### 7.4.3 Homosexualität und Migrationsfamilien

#### www.migrationsfamilien.de

Projekt „Kultursensible Aufklärung zum Thema Homosexualität für Familien mit Migrationshintergrund“ (2008–2010) und Online-Handbuch mit Erfahrungsberichten, Argumentationshilfen, wissenschaftlicher Literatur u.v.m..

#### www.koeln.lsvd.de

Beratungsstelle für LGBT-MigrantInnen, LSVD Köln.

#### www.baraka-online.info

baraka – a place for international lesbians, gays and friends: Treffpunkt für Homo- und bisexuelle Kölnerinnen und Kölner mit Migrationshintergrund, Köln.

#### www.berlin.lsvd.de

MILES – Zentrum für Migranten, Lesben und Schwule, LSVD Berlin-Brandenburg.

#### www.gladt.de

GLADT – Gays & Lesbians aus der Türkei e.V., Berlin.

#### www.lesmigras.de

LesMigraS – Antidiskriminierungs- und Antigewaltbereich der Lesbenberatung Berlin.

#### www.libs.w4w.net

LIBS – Lesben Information- und Beratungsstelle e.V. mit Beratung und „Treffen für frauenliebende Migrantinnen und Flüchtlingsfrauen und deren Freundinnen“ (NAHAL) veranstaltet von Deutsch Iranische Beratungsstelle für Frauen und Mädchen e.V., Frankfurt am Main

## 7.5 Index, ausgewählte Stichworte

### A

**Adoption** 32, 35, 40, 68, 86, 88-93

**Angehörige** 10-16

...**von Gruppen** 25, 111, 113, 120

...**von Homosexuellen** 33, 35, 48, 56, 58-76, 77-97, 102-105, 122, 128

...**von Minderheiten** 32, 42, 101, 112f., 116f.

**Angst** 12, 29, 41-44, 53, 60, 69-71, 102, 104, 107, 109, 112, 118, 120, 122, 126, 130

...**Befürchtung** 24, 45, 79, 87f., 97, 103, 109f., 121f.

...**Sorge** 59, 77, 79, 87f., 91, 94, 97, 103-105, 120

### B

**Berater** 13, 25, 33-36, 40f., 43f., 53, 56, 61, 72f., 75f., 98, 104, 115, 116-127

...**Berater, Beraterin** 33-36, 43f., 47, 50, 62f., 75f., 100, 107, 116-121

...**Beratungsprozess** 33-36, 53, 62,

...**Beratungsstelle** 14, 57, 96, 116-127

**Beziehung** 80, 100-102, 105, 119

...**familiäre Beziehung** 79-96, 100-102

...**Partnerschaft** 30, 58-63, 66f., 86f.

...**zu Klientinnen und Klienten** 33-36, 43

### C

**Coming-out** 12f., 31, 33f., 36f., 44f., 52f., 56, 98, 102-104, 116f., 119f., 129

...**der Eltern** 77-97

...**der Großeltern** 81-97

...**Spätes Coming-out** 33f., 48, 58-76, 85, 122, 125

### D

**Diskriminierung** 39, 42, 44, 55, 79, 87f., 95f., 99, 120

...**Abbau von Diskriminierung** 36, 39, 42, 45, 55, 117-121, 127f.

...**Antidiskriminierungsrichtlinie, -stelle** 55, 57, 121, 125-127

...**Diskriminierungserfahrung** 29, 35, 96, 98, 101

...**Diskriminierungsmerkmal,**

**Merkmal von Vielfalt** 25f., 39, 51, 55, 57, 98f., 101, 104f., 120, 127f.

### E

**Eltern** 23, 32, 38, 40, 52, 56f., 63f., 67-76, 77-81, 83f., 87, 98f., 101ff.

...**Elternschaft** 21-24, 83, 86f., 90-93, 96

...**gleichgeschlechtliche Eltern** 23, 79, 85-89, 96, 122, 124, 131

...**Schwiegereltern** 63f., 67-76

### G

**Generation** 24, 80, 84, 92, 101f., 105

...**Generationenbeziehung** 81f., 101ff.

**Geschlecht** 34, 45, 55, 60, 68, 107, 109, 113, 129, 131f.

...**biologisches Geschlecht** 22, 109, 113, 129

...**Geschlechterbilder, Geschlechtervorstellungen** 22, 24, 38, 87, 91, 109

...**Geschlechtsrollen, Geschlechterrollen**

30, 41, 43, 82, 91, 131f.

...**Zweigeschlechtlichkeit** 22, 129

**Geschwister** 63f., 67-74, 103

**Großeltern** 81-84

...**Großeltern-Enkel-Beziehung** 81-84, 88, 90, 93,

...**in Regenbogenfamilien** 35, 77-97

### H

**Heteronormativ, Heteronormativität** 22f., 38, 41, 55, 87, 104, 129f

...**Heterosexismus** 31, 35, 129

**Homonegativität** 45, 103, 104, 130

...**verinnerlichte (internalisierte) Homonegativität** 45, 55, 61, 104, 130

...**Homophobie** 13, 24, 35, 52, 105, 120, 129f.

### K

**Kultur** 22, 36, 49f., 89-91, 100, 107, 109-114

...**interkulturelle Kompetenz, interkulturelle Öffnung** 34, 42, 45, 51, 109f., 113, 1178, 123, 125

...**Kulturalisierung, Kulturalismus** 100f., 106-115, 119f.

...**kultureller Hintergrund, kulturelle Herkunft** 22, 35, 55, 62, 125

...**Kultursensibilität** 51, 57, 100, 107, 110, 112-115, 125

## M

### Migration

...**Migrantin, Migrant** 25, 49ff., 98f., 109ff., 124f.  
...**in Deutschland** 89, 98-99  
...**Migrationsfamilie** 21, 24, 47, 98-115, 122, 125  
...**Migrationshintergrund** 49ff., 98-115, 120, 124

## N

**Norm** 21, 23f., 31, 79, 83, 89, 91, 108, 112, 114, 120, 129f., 131  
...**normal** 22, 31, 37f., 41, 100, 107f., 113, 115, 131  
...**Normalität, Normalisierung** 10, 35, 41, 55, 95, 108, 119, 131  
...**normativ** 21, 41, 82f.  
... **und Werte** 24, 27, 42, 112, 114, 130

## P

**Partnerin/Partner** 12, 22, 33f., 48, 81, 85f., 88, 90, 93, 94f., 124, 132  
...**s.a. Coming-out, Spätes**  
**Pflegefamilie, Pflegeeltern, Pflegerschaft** 40, 86, 88-91, 93

## R

**Rassismus, biologischer, kultureller** 106-113  
**Regenbogenfamilie** 9, 15, 23, 55, 57, 77, 79, 85-93, 108, 117, 122, 125, 131  
**Religion** 39, 55, 63f., 78, 98f., 107, 109, 125  
...**religiös, Religiosität** 24, 99, 103, 112, 125

## S

**Scham** 43, 54, 77, 121  
**Stereotyp** 24, 49f., 93, 106f., 109f., 114, 116  
...**in der Sozialen Arbeit** 33-36  
...**Stereotyp und Vorurteil** 13, 25-32, 88, 127, 128  
...**Stereotypisierung, stereotypisiert** 28f., 30-32, 50, 112  
**Stigma, stigmatisiert, Stigmatisierung** 25, 29, 32, 43

## T

**Tradition, traditionell, Traditionalität** 24, 30, 61, 82

## U

### Umfeld

...**persönliches, soziales, berufliches** 10, 27, 36, 39, 45, 77, 79ff., 88f., 103-107, 129

## V

**Verwandt, Verwandtschaft** 68, 100f., 103, 105  
...**soziale, biologische Verwandtschaft** 23, 84f., 88-93  
...**Verwandtschaftssystem, verwandtschaftliche Beziehungen** 80, 83, 100-102

## W

### Wert

...**s. Normen und Werte**  
...**Ab-, Be-, Wertung** 22f., 25, 29-31, 34, 38, 44, 75f., 78, 85-89, 93, 106, 108, 111, 120, 129  
...**wertfrei** 54, 86, 118  
...**Wertschätzung** 33, 36, 54, 79, 120, 128

